Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 41 (1959)

Artikel: Zürcher Sagen
Autor: Glaettli, K.W. / Kläui, Paul
Kapitel: II: Oberland
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-378929

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II. Oberland

1. Hartmanns Holz

Vor vielen hundert Jahren gehörte das Dorf Wila an der Töß zur Kirchgenossenschaft Turbenthal. Damals hausten auf dem Schlosse Breitenlandenberg zwei Brüder, von denen der ältere ein wilder, roher Geselle, der andere ein frommer, mildtätiger Herr war. Als der jüngere das rohe und unsittliche Treiben des älteren nicht mehr ertragen konnte, warnte er ihn mit ernsten Worten, verließ das Schloß und zog nach dem Schlößchen Wila, um dort in der Stille zu leben und den Untertanen Gutes zu tun. Oben auf dem Hügel, an dessen Fuß die stattliche Wohnung stand, legte er ein hübsches Gärtchen an und ließ es mit einer Mauer umziehen.

Der ältere Bruder, der noch ferner auf der Stammburg hauste, hatte die wohlgemeinte Warnung des jüngern sehr übel aufgenommen, erzürnte auf den kecken und vorwitzigen Knaben, wie er ihn nannte, und suchte ihn auf jede Weise zu ärgern und zu verletzen. Als dieser immer gleich ruhig blieb und dadurch die Meinung der Standesgenossen für sich gewann, erfaßte den älteren ein heftiger Haß, und er schwur mit gräßlichen Worten blutige Rache.

Ob er nun seinen Entschluß ausgeführt, hat man niemals erfahren. Die treuen Wilemer aber fanden eines Tages ihren guten Grundherrn von einem Pfeil und mehreren Stichen durchbohrt in der Mitte eines dichten, entlegenen Gehölzes. Sie schrieben die Tat dem älteren Herrn von Breitenlandenberg zu. Dieser unternahm denn auch niemals ernstliche Schritte, den Mörder zu ermitteln. Den Verstorbenen aber begruben sie trauernd in seinem Gärtchen auf dem Hügel.

2. Von der Kirche zu Wila

Als das Testament des Herrn Hartmann eröffnet wurde, fand sich, daß er die Erbauung einer eigenen Kirche für Wila auf der Höhe angeordnet und die dazu nötigen Gelder angewiesen hatte. Die Leute von Wila glaubten, der Selige habe dabei die nahe Großacherhöhe im Sinne gehabt und könne unmöglich sein Lieblingsplätzchen zu diesem Zweck bestimmt haben. Sie begannen deshalb im folgenden Frühjahr auf jenem Hügel den Bau, in-

dem sie Holz und Steine dorthin führten. Als aber die Nacht hereingebrochen war und die Werkleute von ihrer Arbeit daheim ausruhten, stiegen Geister hernieder, erfaßten die fertig gezimmerten Balken und die behauenen Steine und trugen sie hinüber zum Grabe des edlen Breitenlandenberg am Schloßgärtchen.

Am folgenden Morgen lagen Holz und Steine wieder im Schloßgärtchen, und so am dritten Morgen. Einige Bauern, welche die letzte Nacht auf dem Bauplatz gewacht hatten, sahen mit Erstaunen und Schrecken die Geister bei ihrer Arbeit und erzählten den andern das seltsame Wunder, wie gleich nach Mitternacht nebelhafte Gestalten erschienen und alles in kurzer Zeit durch die Luft fortgetragen hätten.

Da erriet man dann leicht, daß der edle Stifter die Schloßhöhe zur Baustelle für die neue Kirche bestimmt hatte und errichtete über seinem Grabe das schöne Gotteshaus. Den mit der Mauer umzogenen Garten schuf man in einen Kirchhof um. Seitdem bildet Wila mit seinen Weilern ein eigenes Kirchspiel.

3. Im „Sack"

An der Halde der früheren Burg Breitenlandenberg steht das Haus, genannt im „Sack". Diesen Namen verdankt es einem sonderbaren Zufall. Vor langer Zeit hatte einmal ein Pfaffe etwas angestellt — man weiß heute nicht mehr was — und er mußte sich flüchten vor den Verfolgern. Auf der Flucht kam er zu dem genannten Hause und hielt bei dem Bauern an, daß er ihn verstecke. Das tat der gute Mann auch, denn er glaubte, daß dem Pfarrer wirklich unrecht geschehe. Er steckte ihn in einen Fruchtsack und stellte ihn mit anderen Säcken an einen Haufen. Diese List rettete dem Pfaffen das Leben. Sie ist aber später doch ausgekommen und hat dem Hause den bekannten Namen eingebracht.

4. Das scheintote Fräulein

Viel wurde früher berichtet über das Totengewölbe in der Kirche Turbenthal. Es sei schrecklich tief und voller Särge, in denen Junker, Grafen, Kinder und adelige Fräulein vom Schloß Breitenlandenberg liegen. Einmal sei ein Fräulein in dieser Gruft wieder zum Leben erwacht, und der Meßmer habe ihr nächtliches Stöhnen beim Betzeitläuten gehört. Er glaubte, es sei ein Gespenst und berichtete dem Pfarrer davon. Am folgenden Tag wurde die Gruft geöffnet. Da saß das kurz vorher beigesetzte Fräulein auf dem untersten Tritte der Wendeltreppe, aber tot.

5. Die reichen Landenberger

Die Breitenlandenberger mußten reiche Herren gewesen sein. Man erzählte sich, daß täglich 70 Personen sich in seidenen Handschuhen an die reichbesetzte Tafel gesetzt haben.

6. Alt Bichelsee

Die Burg Bichelsee stand einst dort, wo sich heute noch auf der Südseite des Seeleins ein waldiger Hügel erhebt. Gegenüber, auf dem Haselberg, stand zu gleicher Zeit ebenfalls eine Burg. Die beiden Burgherren galten als gute Freunde und sie verabredeten, daß jeder dem andern Hilfe bringen solle, wenn er ihrer bedürfe. Sie rieten hin und her und auf und ab, wie sie einander heimlich Mitteilung zukommen lassen könnten, ohne selbst die Burg verlassen zu müssen, und da kam ihnen ein glänzender Einfall. Sie ließen von Burg zu Burg eine Kette spannen und richteten ein Eichhörnchen ab, das die Briefe über diese luftige Brücke von Haus zu Haus tragen mußte. Wie lange diese Post betrieben wurde, steht aber nirgends zu lesen.

7. Wie der Bichelsee entstand

In dem von Turbenthal ausgehenden Tälchen von Neubrunn liegt an der Grenze der Kantone Zürich und Thurgau der kleine, von Waldhöhen begleitete Bichelsee. Nach der Sage stand früher an seiner Stelle ein Eichenwald, der einer Witwe gehörte. Ein gewalttätiger Nachbar erhob Anspruch auf den Wald und es gelang ihm, vor Gericht ihr den Wald zu entreißen. In gerechtem Zorn verwünschte sie den ihr freventlich geraubten Wald. Während der folgenden Nacht tobte ein heftiges Ungewitter; die Erde erbebte, der Sturm brach los und feurige Zeichen drohten am Himmel. Als die ersten Strahlen der Sonne hinter dem Hügel hervorleuchteten, war der Wald verschwunden und über den versunkenen Baumkronen breitete sich ein See aus. Lange Zeit rissen sich die Fischernetze an den Eichen, die aus der Tiefe hervorragten.

Im See soll auch ein Inselchen gewesen sein, das versunken sei, nachdem zwei Brüder sich in einem Erbschaftsstreite um dasselbe geschlagen haben.

8. Der Fröschenbatzen

In jenen Zeiten, als noch die Ritter in der Burg am Bichelsee hausten, bevölkerte eine Unmenge von Fröschen den Saum des sonst stillen Ge-

wässers. In den lauen Sommernächten erhoben diese Vierbeiner ein so gewaltiges Gequake, daß es den Herren auf derBurg fast dieOhren zersprengte. Wenn die unmusikalischen Adeligen den Wettgesang vom See herauf nicht mehr ertragen mochten, so boten sie ihre Eigenleute in der Gegend zur Fröschenjagd auf. Mit Stecken und Ruten mußten die Bauern dann den Tierchen den Garaus machen.

Weil es aber keine besondere Freude war, in stockdunkler Nacht in den Sümpfen und im Wasser herumzuwaten, wurden die Bauern rätig, sich von diesem unwürdigen Dienste loszukaufen. Die Herren von Bichelsee, die nie zu viel Geld besaßen, waren mit dem Begehren einverstanden. Sie setzten den Loskauf mit einem Batzen fest, den jede Haushaltung fortan jedes Jahr zu zahlen hatte. Diesen Batzen hieß man den Fröschenbatzen.

Als später die Herrschaft Bichelsee an das Kloster Fischingen fiel, mußten die Bichelseer den Fröschenbatzen weiter zahlen, obschon in der zerfallenen Burg längst keine Ritter mehr wohnten, denen das Fröschenkonzert in den Ohren weh getan hätte. Auch den Klosterbrüdern kratzte das Jubilieren der grünen Sänger keineswegs in den Ohren, aber eben, Geld macht auch vor den Geldsäcken der sogenannten Frommen nicht halt.

9. Das Ungeheuer in der Burg Tannegg

Wenn die Oberländer nach Wil auf den Viehmarkt fuhren, kamen sie zwischen Schmidrüti und Dußnang an der Burg Tannegg vorbei. Man erzählte davon, daß der Turm noch tiefer in die Erde hinabgehe, als er hoch sei. Vor Jahren sei im untersten Kerker einer gefangen gewesen, den man eines Abends gar jämmerlich schreien gehört habe. Man habe nicht viel daraus gemacht, weil man glaubte, er tue nur aus Verstellung so arg. Aber am anderen Morgen, als der Kerkermeister ihm habe zu essen bringen wollen, sei kein Stäubchen von dem Menschen vorhanden gewesen und doch nicht eine Spur, daß er hätte sich flüchten können. Man habe hin und her geraten, was diesem Unglücklichen wohl begegnet sein möchte. Von den Mönchen im Kloster Fischingen sagten einige, der Teufel habe ihn geholt, und die andern, er sei gefressen worden.

Man habe allerlei probiert, daß ihn der Teufel wieder hätte bringen sollen, aber umsonst. Endlich versuchte man zu erfahren, ob er etwa von einem bösen Tier zerrissen worden wäre, und zu diesem Zweck habe der Abt einen toten, vergifteten Hund in den Kerker hinabwerfen lassen. Da, am folgenden Morgen, sei eine furchtbare Schlange tot dagelegen, und in deren Bauch habe man den Gefangenen samt Schuhen und Strümpfen gefunden.

10. Die Lochbachjungfer

Auf gähem Felsen stand vor vielen Jahrhunderten über dem Tößtale die Burg Hohen-Landenberg, im Volksmunde das Eichschloß genannt. Ein Ritterfräulein von Hohen-Landenberg sollte einst einen Ritter heiraten, zu dem es gar keine Zuneigung empfand. Sie suchte die Heirat so lange als möglich hinauszuschieben, weil sie dachte, der ungeliebte Mann würde sich unterdessen eines Bessern besinnen oder im Kriege umkommen.

Der eigentliche Grund, warum sie von einer Verbindung mit dem fremden Ritter nichts wissen wollte, war, daß sie ein heimliches Verhältnis zu einem Jagdgehilfen des Landenbergers pflegte. Tief unter der Erde führte von der Burg aus ein unterirdischer Gang gegen das Lochbachtobel hin. In diesem Gang fanden sie sich jeweilen zusammen und klagten über ihre unglückliche Liebe. Aber nach einiger Zeit wußte die Jungfrau, daß sie Mutter werden sollte. Der schwere Tag rückte näher und näher. Es war für das Mädchen gut, daß der rauhbauzige und gestrenge Ritter zu jenen Zeiten gerade auf einer Kriegsfahrt war, sonst wäre es ihm übel ergangen. Eine alte Magd des Schlosses, der die Ritterstochter alles anvertraut hatte, half dem armen Geschöpf in den schweren Stunden, und das Kind kam auf die Welt, ohne daß auf der Burg jemand davon wußte.

Der heftigen Liebe der jungen Leute war ein gesundes Kind entsprungen, das die Welt mit kräftigem Geschrei begrüßte. Das Kindergeschrei erschreckte aber die Mutter dermaßen, daß sie dem Schreihals schnell mit der Hand den Mund zudrückte. Angstvoll horchte sie, ob wohl niemand das Kind gehört hätte. Als sie ihre Hand endlich wieder vom Gesichte des Kleinen wegnahm, war dieses erstickt. Das doppelte Leid und die doppelte Sünde weckten eine ungeheure Angst in ihr, und diese Angst gab ihr die Kraft der Verzweiflung. Sie wickelte das Kind in einige Tücher ein und trug es in den unterirdischen Gang hinab.

Aber lange durfte dieses Bündel auch nicht dort bleiben, es hätte ja entdeckt werden können. Ein paar Tage später, als die Jungfer Landenberg wieder etwas bei Kräften war, stieg sie in die Höhle hinunter, um die Spuren ihrer Tat zu verwischen. Es stürmte und war ein grausames Unwetter, als sie das Windelbündelein aus dem Versteck an den Röisligießen trug. Dieses ist ein turmhoher Wasserfall im Lochbachtobel. Dort warf sie ihr Kind vom Felsen hinunter in die Tiefe, wo es zerschellte und das Wasser mit seinem Blute rotfärbte.

Bestürzt darüber, daß die Untat nicht so leicht zu verheimlichen war, wollte die irrgewordene Mutter in die Schlucht hinuntersteigen, um wenigstens die blutigen Windeln weißzuwaschen. Aber an dem steilen Bord

rutschte sie aus und stürzte in die Tiefe, wo sie neben ihrem getöteten Kindlein zerschmetterten Hauptes liegen blieb.

So fand man sie beide unselig gestorben, und so wurden sie auch ohne den Segen der Kirche im Walde draußen verscharrt. Aber die Seele der Jungfer Landenberg fand im Grabe keine Ruhe. Zur Strafe für ihre Tat muß sie Tag für Tag, Sommer und Winter im Röisligießen hinten die blutigen Windeln waschen. Und heute noch hört man etwa noch von älteren Leuten fragen, wenn man am Gießen vorbeikommt: „Ghöred er d Lochbachjumpfer flotsche?"

11. Das Stumpengeld

Die Ritter von Hohen-Landenberg hatten das Recht, bei ihren Eigenleuten das „Stumpengeld" einzuziehen. Damit hatte es folgende Bewandtnis: Wenn nämlich im Burgbann zwei Hochzeit halten wollten, so hatte der Herr das Recht, die Braut in der Hochzeitsnacht auf die Burg zu befehlen, weil sie schuldig war, die erste Nacht mit ihm zu verbringen. Wie mancher frischgebackene Ehemann mußte dieses ungeheuerliche Recht schon verflucht haben, wenn er in der Nacht nach der Hochzeit seine Frau auf die Burg bringen mußte. Mit der Zeit aber konnten sich die Bauern von dieser Plage loskaufen, indem sie dem Burgherrn statt der Braut eine bestimmte Summe Geldes abgeben durften. Diese Abgabe nannte man das Stumpengeld. Und noch heutigen Tages sagt man etwa noch spaßweise zu einem Hochzeiter am Hochzeitstage: „Jä, Hans (oder Heich), häscht s Stumpegält scho zahlt?"

Also zu jener Zeit lebte im Saland ein junger freier Bauer, Heinrich mit Namen. Dem gehörte als Braut ein blitzsauberes Mädchen von Hinterjuckern, am Fuße des Eichberges. Das schöne Kind hatte aber auch dem Landenberger in die Augen gestochen, und er dachte, die erste beste Gelegenheit zu benützen, sich an ihrer Schönheit leiblich zu ergötzen. Die Familie des Mädchens war aber, obschon sie dem Landenberger hörig war, im Tale recht angesehen, und darum konnte der Ritter nicht ohne weiteres an das Kind geraten. Als er vernahm, daß die Tochter den Heinrich von Saland heiraten wolle, lachte er ins Fäustchen und dachte, jetzt falle ihm das Glück von selbst in den Schoß.

Eines Morgens, kurz vor der Hochzeit, erschien Heinrich auf der Burg, um seine Frau mit dem Stumpengeld von dem Rechte der ersten Nacht loszukaufen. Aber der Ritter lachte ihm höhnisch ins Gesicht und erklärte trocken, daß er das Geld nicht verlange, sondern die Braut. Das sei

sein gutes Recht. Heinrich bat auf den Knien. Es nützte nichts. Mit schwerem Herzen mußte er am Hochzeitstage seine Frau aufs Schloß abliefern.

Aber eine fürchterliche Rache hatte sich im Herzen Heinrichs von Saland eingenistet. Tal auf und ab suchte er Freunde und Bekannte auf, um mit ihnen zu beratschlagen, was gegen den Landenberger zu unternehmen wäre. Auf seinen Fahrten vernahm er auch noch andere Ungeheuerlichkeiten des Ritters. So konnte er den sauberen Herrn bei dem Rate zu Zürich verklagen wegen Falschmünzerei, Unzucht, Raub und Diebstahl. Wohl, da stand die Stadt auf und befahl, die Burg zu erobern und zu verbrennen.

Mit einem Harst Krieger aus der Stadt und mit seinen Freunden zog Heinrich von Saland vom Rotenstein aus durch den Wald hinauf und stand mitten in der Nacht wie aus dem Boden gewachsen plötzlich vor der Burg Hohen-Landenberg. Weil der Ritter an nichts Böses gedacht hatte, konnten die Krieger die Burg mit Leichtigkeit einnehmen. Den rechtsbrecherischen Burgherrn nahmen sie gebunden mit nach Zürich, wo er auf dem Scheiterhaufen lebendigen Leibes verbrannt wurde. Daß aber von seiner Burg kein Stein auf dem andern blieb, dafür sorgte Heinrich von Saland.

12. Galgenbäume

Nicht weit von der Landstraße, beim jetzigen Schützenhaus im Dillhaus, erhebt sich eine Talterrasse, von der man eine schöne Aussicht genießt auf den untern Teil der Gemeinde Bauma. Auf diesem Hügelvorsprung, der Hünnger genannt, stand, wie sich die Alten erzählen, in fernen Zeiten ein Galgen. Dort haben seinerzeit die Herren von Hohen-Landenberg Diebe und Mörder aufhängen lassen.

Gerade auf der anderen Seite der Töß, oberhalb Blitterswil, im Esterli, liegen einige sonderbare Felsklötze. Auch da, heißt es, hätte der Galgen vom Eichschloß gestanden.

13. Das goldene Kegelspiel

Da wo jetzt das Dorf Bauma steht, lag vor alten Zeiten ein großes Ried, die Münzach genannt. In diesem Sumpfe sah man etwa blaue Lichtlein herumirren. Das waren die Seelen der Ritter von Alt-Landenberg, die im Grabe keine Ruhe finden konnten. In den heiligen Nächten verwandelten sich die irrenden Seelen wieder in leibhaftige Ritter. Diese zogen jeweilen ein goldenes Kegelspiel hervor und kegelten über das Ried hin. Schlag ein Uhr verschwand alles wieder bis auf die blauen Lichtlein, die weiterhin in den Wassertümpeln herumsprangen.

14. Der Schatz im Wolfensberg

Zu den Zeiten der Hagheeren stand auch beim Bad Wolfensberg oberhalb Bauma ein Bürglein, das den sanktgallischen Dienstmannen von Wolfensberg gehörte. Aus unbekanntem Grunde ist diese Burg schon in alten Zeiten zerfallen.

Die Alten erzählen, vor Zeiten habe man noch in den Keller der ehemaligen Burg hinabsteigen können. Einige Burschen, die das einmal taten, fanden dort ein großes Faß mit starken Reifen. Eilig gruben sie weiter, aber je weiter sie gruben, desto weiter versank das Faß. Das kam den Burschen nicht geheuer vor, und sie ließen das Faß liegen, wo es war, und machten sich davon.

Noch früher ging die Sage um, in dem Keller der Burg liege ein goldener Pflug verborgen, und eine Schlange müsse ihn bewachen. Ein Hirt, der bei der Ruine Ziegen hütete, bemerkte einst eine weiße Jungfrau in dem Gemäuer herumgehen. Die Jungfrau redete den Burschen an und sagte ihm, daß sie die Tochter eines Ritters von Wolfensberg sei, die seit Jahrhunderten Schätze hüten müsse, aber nur alle hundert Jahre in ihre lebendige Gestalt zurückkehren dürfe. Allemal dann könne sie erlöst werden, wenn ein Jüngling den Mut finde, sie dreimal zu küssen, was noch keiner imstande gewesen sei. Der Bursche, von der Schönheit der weißgekleideten Jungfrau überwältigt, küßte diese, ohne sich zu besinnen. Die Schöne lächelte traurig und sprach: „Nun mußt du mich auch küssen, wenn ich als Schlange an dir heraufkrieche!" Alsobald wand sich eine abscheuliche Schlange an ihm empor. Aber als der gräßliche Kopf vor seinen Lippen auf den Kuß wartete, ergriff ihn der Ekel, und er schleuderte das Tier von sich. Was ihn die Beine trugen, rannte er talwärts, während hinter ihm Schluchzen und Wehschreie ertönten.

15. Die Pest in Bauma

Im Jahre 1634 soll die Pest in Bauma furchtbar gewütet haben. Bei einem großen Leichgang ab dem Allenberg fiel einmal eine der vielen Leichen vom Wagen. Das Geleite ließ den Toten liegen mit den Worten: „Wir wollen ihn dann morgen mitnehmen, es wird wohl noch mehr geben!" Wirklich starb auf dem Allenberg alles aus.

16. Die Teufelskanzel

Oberhalb Bauma, nicht weit vom Weg gegen den Sonnenhof, ist links im Wald ein Felsabsturz, in welchem ein Steinpfeiler stehen geblieben ist.

Dieser Felszahn heißt die Teufelskanzel. Dort hat einst der Teufel gepredigt. Aber was er gepredigt hat und warum er es getan hat, weiß niemand mehr.

17a. Das Hagheerenloch

Am Teufenbach oberhalb Bauma liegt unweit des Höchstocks eine Höhle, die das Hagheerenloch heißt. Alte Überlieferung will, daß in dieser Höhle die unterirdischen Gänge aus der Burg im Sternenberg und von der Burg Werdegg bei Hittnau zusammentreffen. Der hintere Teil der Höhle ist zerfallen. Aber gerade dort bestanden in alten Zeiten viele Gewölbe und Gänge. Der Zugang aber war von einer eisernen Türe geschlossen. Von fahrenden Schülern wußte man, daß hinter dieser Türe ein großer Schatz liege, zu dem aber kein sterblicher Mensch komme, denn erstens habe sich eine schwarze Schlange um die drei schweren Riegel der Türe gewunden, und zweitens liege hinter dem Tor ein grausamer Drache. Nur wer sich dem Teufel verschreiben wolle, könne den Schatz heben.

Nun lebte in verflossenen Zeiten einmal ein armes Mädchen in der Gegend, und dieses war mit einem reichen Burschen heimlich versprochen. Der Vater des Burschen wollte von dieser Verbindung nichts wissen, weil er das arme Kind verachtete. In seiner Not ging es, ohne seinem Liebsten etwas zu sagen, in das Hagheerenloch, um von dem Schatze einen bescheidenen Teil zu heben, damit es nicht weiter von seinem künftigen Schwiegervater gering geschätzt werde. Durch Beten zwang es Schlange und Drachen, sich zurückzuziehen. Es schöpfte hierauf eine Schürze voll von den kostbaren Schätzen, vergaß aber in seinem großen Glücke eine kurze Weile das Beten, und schon schnappte der Drache zu und verschlang das gute Kind. Seiner Seele aber konnte er nichts anhaben. Als weiße Taube umkreiste sie dreimal das Haus ihres Geliebten und flog in den Himmel hinein.

17b. Von anderen Hagheerenlöchern im Tößtal

Im Hagheerenloch zu Sternenberg fand man einen steinernen Sarg mit einem Gerippe. Aus dem Hagheerenloch bei Bäretswil kam ein rotes Tier zum Vorschein, und es sollte sich ein Schatz darin befinden. Die Hagheerenlöcher im Fischenthal (bei den Höfen Schloß und Burgbüel) hatten kreisrunde Eingänge und gingen senkrecht in die Tiefe; nach der Sage sollen die Heckenritter ihre Opfer dort hinuntergelassen haben. An der Stelle stand einst die im alten Zürichkrieg zerstörte Burg Steg.

18. Das Bußental

Vor alten Zeiten soll es kein Spaß gewesen sein, durch das Bußental zu reisen. Und doch mußten die Leute aus dem Tößtal und von weiterher, auch die Pilger, die nach Einsiedeln zogen, da hindurch. Die im Tößtal wohnenden Kirchgenossen von Bäretswil, wie die von Bauma, Rüeggen, Lipperschwendi, ja von Karrershörnli und Hürnental hatten keinen näheren Kirchweg als durch das Bußental. Gar mancher mußte in der einsamen Gegend, die damals noch von finsterem Wald überwuchert war, durch wilde Tiere das Leben einbüßen oder er wurde von den Rittern auf Greifenberg des Geldes und Gutes beraubt, wenn nicht auch des Lebens. Manchen schleppten sie mit auf die Burg und ließen ihn erst gegen Lösegeld frei. Deswegen erhielt das einsame Tal den Namen das Bußental.

19. Die Jungfrau auf Greifenberg

Hoch über das Dorf Bäretswil erhebt sich ein steiler Hügel, der Stollen genannt. Auf diesem Berg stand einst die gewaltige Feste Greifenberg. Am Anfang des 16. Jahrhunderts zerfiel die Burg. Bewohner des greifenbergischen Burgbannes wollen wissen, daß eine weiße Jungfrau in den Ruinen umging. Ein großer Schatz soll im Burgkeller vergraben liegen. Den mußte die Jungfrau hüten. Aber es war nicht leicht, zu der Schatzhüterin zu gelangen, weil ein feuriger Drache sie beschützte.

20. Der Kirchbau zu Adetswil

Vor langen Jahrhunderten faßten die Adetswiler den Beschluß, eine Kirche zu bauen. Schon hatten sie alles Material bereitgestellt und die Baurotten bestimmt, als die Bäretswiler sich in den Bau einmischten und den Adetswilern die Kirche nicht gönnen wollten, da sie das größere Dorf hätten, dem eine Kirche besser anstünde.

Trotzdem begannen die Adetswiler den Kirchbau und fragten der Mißgunst der Bäretswiler nichts nach. Aber was die Adetswiler am Tage aufbauten, das schleppten die Bäretswiler in der Nacht wieder weg und begannen aus den Steinen eine eigene Kirche zu bauen. Nachdem dies einige Male geschehen war und sich die Adetswiler vergeblich gewehrt hatten, ließen sie ihren Kirchbau bleiben. So wurden sie Kirchgenossen nach Bäretswil. Der Hügel aber, auf dem die Kirche hätte gebaut werden sollen, heißt bis auf die Stunde der Kirchbühl.

21. Der Türst

An der Halde des Stoffels wohnte in uralten Zeiten ein gewaltiger und wilder Jäger, den man den Türst nannte. Er fürchtete weder Tiere noch Menschen noch das Wetter. Am liebsten ging er auf die Jagd, wenn der Wind recht durch die Baumgrötzen pfiff und man keinen Hund hinausgeschickt hätte. Er aber lockte dann seine Wolfshunde herbei und ritt auf seinem pfeilschnellen Pferde durch Wald und Feld, über Tobel und Berge. Die Pfeile, die er verschoß, trafen ihr Ziel immer.

So regierte er am Stoffelberge herum und störte seinem Nachbarn, dem Ritter von Werdegg, die Jagd empfindlich. Die fettesten Böcke holte er ihm vor der Nase weg. Der Herr von Werdegg schaute diesem Treiben eine Weile zu, denn er kannte die Gewalt des Türst. Dann mahnte er ihn. Der Türst kehrte sich nicht daran. Der Werdegger drohte ihm. Der Türst lachte darüber. Da schaffte sich der Ritter zwölf böse, blutgierige Hunde an und gedachte, mit diesen dem Türst das Handwerk zu legen.

Kurz nachher trafen sich die beiden auf der Jagd. Der Türst hatte eben dem Werdegger ein schönes Tier fast unter den Händen weggestohlen. In seiner Wut hetzte der Ritter seine zwölf Hunde gegen ihn. Diese erschraken jedoch vor dem wilden Blick des Jägers so, daß der Türst einem nach dem andern den Hals umdrehen konnte. Der unheimliche Mann warf seine Beute auf die Schulter und ließ den verblüfften Burgherrn stehen. Der schäumte vor Zorn und trollte sich heim.

Des andern Morgens, als der Ritter auf seiner Zinne Rachepläne ausheckte, ertönte nicht weit von der Burg des Türsts großes Jagdhorn. Der Herr besann sich auf seine Ritterwürde und würgte die unbändige Wut hinunter. Mit Güte wollte er es versuchen, den Frechling in seine Schranken zu bannen. Er rief daher den Türst herbei, bot ihm die Oberjägerstelle in seinem Burgbann an und versprach ihm guten Lohn. In ebenso freundlichem Tone erwiderte der Angeredete, das wäre ja ganz schön, aber seine Altvordern seien freie Leute gewesen, und das wolle er bleiben. Zwar ließe sich über diesen Fall reden, wenn der Herr Ritter ihm die Tochter zur Frau gäbe. Da schoß diesem das Blut in den Kopf, und er brachte vor Wut kein Wort heraus. Der Türst aber ritt lachend von dannen. Fortan wurde das schöne Ritterfräulein Adelheid von Werdegg von Morgen bis Abend ständig von den Schloßknechten bewacht. Daß in der Nacht auch etwas geschehen könnte, hatte der besorgte Vater keinen Augenblick gedacht. Auch war er in der Weiber Listen gar wenig erfahren.

So hatte er nicht die geringste Ahnung, daß seine Tochter Adelheid dem Türst schon gar manche Nacht das Hintertürchen geöffnet hatte. Himmel

und Hölle hätte er zusammengeflucht, wenn er erfahren, daß die beiden einig waren, sich nimmer zu verlassen. Da er aber vom Türst selber gehört hatte, daß dieser seine Tochter Adelheid zur Frau begehre, wollte er sie möglichst schnell an einen andern Mann verheiraten, der auch um sie angehalten hatte. Dieser andere war der Ritter von Gündisau.

Adelheid verriet aber dem Türst bei seinem nächsten nächtlichen Besuch des Vaters Absicht. Der Riese säumte nicht lange und entführte seine Geliebte noch in selbiger Nacht in sein festes Haus auf dem Stalden. Beim ersten Hahnenschrei des folgenden Tages stieg er zur Burg Werdegg hinab, weckte mit seinem Horn den Ritter und schrie mit Donnerstimme an sein Fenster hinauf, daß er seine Tochter als Frau begehre. Und als der Werdegger ihm höhnisch antworten wollte, erklärte der riesige Jäger frank, er hätte sie ja schon, es brauche nur noch des Vaters Segen.

Auf das antwortete der wutentbrannte Burgherr, er werde ihm einen schicken, der sie dem Vater wohl wieder zurückbringen möge. Also sandte er nach Gündisau, und fuchsteufelswild galoppierte der bestohlene Liebhaber nach dem Stalden, um den Türst zum Zweikampf herauszufordern. Im Vorbeiweg riß er an der Linde im Burghofe zu Werdegg ein Zweiglein ab und steckte es auf seinen Helm. Er hatte die prahlerische Absicht, dieses Reislein dort in den Boden zu pflanzen, wo der Türst sein Leben aushauchen würde.

Der Türst ließ nicht auf sich warten und erschien mit seinem gewaltigen Schwert vor seinem Hause. Adelheid lächelte ihm von der Laube herunter hold zu. Das bemerkte der Gündisauer und hieb auf seinen Widersacher ein, daß die Funken stoben. Allein der Türst blieb ihm nichts schuldig, und seine Hiebe widerhallten im Walde. Aber das war nur das Vorspiel. Als der Türst seines Gegners nicht allzugroße Kraft erprobt hatte, zog er zu einem gewaltigen Streiche aus und schlug dem Gündisauer den Kopf vom Rumpfe, daß der Leib zu Tale rollte. Den Kopf aber samt dem Zweiglein vergrub der furchtlose Kämpe vor seinem Hause.

Nach diesem grausamen Zwischenspiele gab der Ritter von Werdegg nach. Der Türst bekam Adelheid zur Frau und wurde durch sie zu einem braven Manne. Nicht weit von seiner Heimstatt bauten seine Nachfahren das Dörfchen Dürstelen. Vor seinem Hause aber wuchs des Gündisauers Zweiglein zu einer riesigen Linde heran. Jedermann in weiter Umgebung kannte die Dürsteler Linde und ihre sonderbare Geschichte. Im Jahre 1865 zündeten unvorsichtige Burschen in ihrem hohl gewordenen Stamme ein Feuer an, welches den Baum zugrunde richtete.

22. Die Burgunder-Linde

Als nach dem glücklichen Ausgang der Schlacht bei Murten das Grüniger Fähnchen sich zum Abmarsch in die Heimat anschickte, riß ein Kriegsmann von Dürstelen von einer Linde in Murten ein Zweiglein ab, das er auf seinen Eisenhut steckte. Als er zu Hause seinen Helm ablegte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß das Reis noch grün war. Er pflanzte es ein, und das Pflänzlein wuchs zu einem großen und schönen Baume. Die Dürsteler nannten ihn die Murtener- oder die Burgunderlinde.

23. Von der Familie Haagern

In Schönau bei Hittnau wohnte in alten Zeiten ein stolzes Geschlecht, Haagern genannt. Seine Angehörigen kamen jedoch mit ihren Herren, den Rittern von Werdegg, nicht aus, und beide Teile standen einander in den Weg, wo sie nur konnten.

Einmal geschah es, daß einer der Haagern sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen, weswegen er von dem Herrn auf Werdegg bestraft werden sollte. Er fürchtete sich aber vor diesem nicht und fuhr mit seinem Stierengespann unterhalb Schönau, dort wo jetzt die Sennhütte steht, zu Acker, als ob nichts geschehen wäre.

Da kam ein werdeggischer Knecht auf ihn zu und wollte, mir nichts, dir nichts, einen Stier ausspannen und mitnehmen. Der Haagern brauste auf und wollte den Stier nicht geben. So gerieten sie in einen Wortwechsel, und bald hagelte es Hiebe. In seinem Zorn riß der Bauer einen Zaunstecken aus und erschlug damit den Knecht. Da weit und breit kein Mensch war, konnte der Totschläger den Knecht unbemerkt verscharren, und kein Pfarrer segnete sein Grab, und auch kein Tränlein schloff dabei in die braune Ackererde.

Nach langen, langen Jahren, da jener Haagern als ein uralter Mann auf dem Totenbette lag, bekannte er seinem älteten Sohne, wie er einstmals jenen Knecht umgebracht und verscharrt habe. Von diesem Sohne bekamen es später seine Kinder zu wissen, und nach abermals einem Menschenalter kam die Geschichte unter die Leute. Aber da war kein Kläger und auch kein Richter mehr.

24. Die Hexe zu Oberhittnau

In Oberhittnau, erzählte Bas Anneli, da sei eine Hexe, die «füülst» und «bööst» in der ganzen Welt. Diese habe sie schon mehr als hundertmal zur Nacht im Bett gedrückt und jedesmal habe sie das verdammt Lueder gese-

hen, wenn sie in die Kammer herein und zu ihrem Bett gekommen sei. Einmal an der Fronfasten z'Nacht sei sie so schrecklich von ihr gedrückt worden, daß sie geglaubt habe, sie sei, Gott bhüet uns davor, lahm. Da habe sie das rechte Bein mit beiden Händen in die Höhe gehoben und mit lauter Stimme gerufen: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohns und des heiligen Geists, ich bin lahm!" Da habe die Hexe plötzlich nachgelassen und sich nach der Türe gewendet. Dann habe sie ihr laut nachgerufen: „Gelt, gehst jetzt, du verfluchter, verdammter Sibechätzer! Du weißt schon, daß dir des Pfarrers Knecht die große Zehe abgeschossen hat, als du dich im Dürsteler Holz, im Stoffel droben in einen Hasen ‚vergalstet' hast! Du Blitzg, du Kanali!"

25. Die Hexe zu Dürstelen

Vor Jahren war in Dürstelen eine Hexe. Man habe sie in Zürich gefoltert; aber wenn der Henker gemeint habe, die Hexe hange oben, so seien es nur deren Kleider gewesen.

26. Klaus und Chrungele

Wenn der Winter seinen Schnee herniederstreute, Wald und Flur und Berg und Tal im weißen Gewande schimmerten, o wie wohl wurde mir dann — so schreibt Jakob Stutz —, und je heftiger es schneite und stürmte, desto größer war meine Freude... Sah ich hie und da Nebelwolken im Walde aufsteigen, glaubte ich bestimmt, das sei Rauch aus der Küche des Klauses, wo er eben jetzt das schöne, weiße Zuckerzeug backe, wie die Mutter mir oft erzählte; dann durchfuhren mich Schauer von Freude und Furcht, sprang eilends in die Stube, verbarg mich hinter den Ofen und malte mir da alles noch recht bunt und schön und fürchterlich aus, besonders die Chrungele, des Klausen Frau, die so dick sei, wie ein Güllenfaß, welche durch die Straßen und in die Stuben hinein «rugele» und jeden, welcher ihr kein Geld gebe, mit einem großen Prügel totschlage.

27a. Größis

In früheren Zeiten bestand das Dörfchen Isikon nur aus zwei Bauernhöfen, von denen der eine einer Familie Stutz, der andere einer Familie Furrer gehörte. Die Familie der Stutz zählte zwölf Söhne, und der jüngste unter ihnen war an Gestalt ein wahrer Riese, fast noch größer als Goliath.

Dieser Kerl nannte auch eine gewaltige Körperkraft sein eigen. Einmal luden die Brüder ihm sieben Pflüge auf die Schulter, aber er trug sie davon, als ob es eine Bürde Stroh gewesen wäre. Wie es oft geschieht, hatte der Vater auf diesen mit Kraft ausgestatteten Sohn einen besonderen Stolz, daß er ihm mehr galt als die andern elf. Deswegen foppten diese ihren großen Bruder, neckten und plagten ihn. Der Riese war ein gutmütiger Kerl und ließ sie hänseln. Wenn er gewollt hätte, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, die andern alle beim Wickel zu nehmen. Der Streit war ihm aber zuwider, und als es die Brüder immer toller trieben, langte er den Wanderstecken hinter dem Kasten hervor und zog ins Schwabenland hinaus.

Dort fand er bald einen redlichen Verdienst und heiratete auch eine Frau, die ihn freute. Und weil es ihm gut ging, gedachte er bei den Schwaben zu bleiben. In jenen Jahren aber zog der schwarze Tod über das Schweizerland und fand auch den Weg auf die Hügel an der Töß. Auch in Isikon forderte er großen Tribut. Im Friedhof lagen schon zehn Brüder des starken Stutz samt ihren Weibern und Kindern. Der zweitjüngste dieser Brüder weilte damals in fremden Diensten gegen den grausamen Türk und war so von der Pest verschont geblieben. Just da kam er in seine Heimat zurück, als man den zehnten seiner Brüder in die Grube senkte. Aber schon am übernächsten Tage lag er neben ihm in der kühlen Erde. Er hatte einen Nagel in die Wand geschlagen, um seinen roten Mantel dran aufzuhängen. Da war der Peststaub aus den morschen Brettern gedrungen und hatte ihn vergiftet.

Traurig machte sich nun Vater Stutz auf den Weg, seinen Jüngsten zu suchen im Schwabenlande draußen. Und er fand ihn wirklich. Mit Weib und Kind zog dieser in sein Vaterhaus zurück und übernahm das väterliche Erbe. Er wurde der Stammvater des Geschlechtes der Stutz von Isikon. Weil aber jener Stutz von nicht alltäglicher Körpergröße war, nannte man ihn „de Groß", und seine Nachkommen waren lange Zeit unter dem Zunamen „s Größis" bekannt.

27b. Die Pest von 1668

1668 regierte wieder die Pestilenz, und zwar eigentümlich an einigen Orten sehr stark und an anderen gar nicht. Sehr stark grassierte sie in Uster, Goßau, Wildberg und Isikon. Von letzterem Ort wird erzählt, daß alle Tage Leichen nach Pfäffikon gebracht und an der Hochstraß beim Ochsen beerdigt wurden. Ein Knecht, welcher mit größter Kaltblütigkeit unter Peitschenknall die Leichen führte, überlebte die Seuche nicht. Aus dieser

Zeit stammt der Brauch her, daß man sagt: „Helf dir Gott!" wenn einer niesen muß.

28. Das Steindenkmal bei Hermatswil

Die jetzigen Großväter wissen von ihren Großvätern her, daß unweit der Hochwacht am Tämbrig, zwischen Hermatswil und Isikon, ein Steindenkmal stand. Es waren nach den einen drei, nach den anderen vier große Nagelfluhbrocken. Diese Gegend heißt in der Umgebung „das Weibergut". Die Steine, die hart aneinander gepflanzt waren, ragten sieben Fuß über den Boden hinaus. Auf den Steinen mußte eine große Platte gelegen haben, denn man fand zwischen den Blöcken noch Reste davon. Die Alten behaupteten steif und fest, auf dieser Platte sei einst geopfert worden, und die Gegend war nicht ganz geheuer. Man hat in der Nähe dieser Steingruppe im Boden Gerippe gefunden.

1842 wurde diese sagenhafte Opferstätte zerstört und das Gestein zum Bau einer Sennhütte verwendet.

29. Der letzte Raubritter von Gündisau

Unweit vom Weiler Steiniland in der Gemeinde Wildberg erhebt sich ein bewaldeter Hügel, der heute noch der Schloßhügel genannt wird. In seiner nächsten Nähe rauscht der Steinilandgießen, einer der höchsten Wasserfälle des Kantons. Auf jenem Hügel stand einst eine Burg, aber heute sind davon nicht einmal mehr Trümmer vorhanden. Wenn man aber auf dem Platze mit den Füßen stark aufstampft, hört man ein dumpfes unterirdisches Dröhnen. Es soll daselbst ein unterirdisches Gewölbe geben, in welchem der letzte Besitzer der Burg seine geraubten Schätze hütet. Im nämlichen Jahre, da König Rudolf von Habsburg strenges Gericht hielt über den Raubadel in den deutschen Landen, ereilte auch den letzten Ritter von Gündisau der verdiente Lohn.

Diethelm von Grießenberg (zu Gündisau), ein starker und gewalttätiger Raubritter, war in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Schrecken der Umgebung. Mit den benachbarten Freiherren von Wildberg und Schalchen, die friedlicheren Sinnes waren als er, stand er auf gespanntem Fuße. Er hütete sich aber wohl, mit ihnen anzubinden, um sie nicht zu Verbündeten seiner schwergeplagten Bauern zu machen.

Doch wie er auch seine Untertanen aussog, konnte er mit seinen Zins- und Steuereinnahmen nicht das Schwelgerleben führen, in welches er sich

eingelassen. Er wurde zum Buschklepper, vor dessen Klauen nichts sicher war.

Unweit Steiniland, am Steinigießen, wohnte der arme Bauer Meinrad Bünzli mit seiner Familie. Zu diesen Leuten flüchtete sich im Sommer 1291 die jüngste Schwester Meinrads, deren Eltern bei Turbenthal wohnten. Sie war eine eben erblühte Jungfrau und hieß Ida. Weil der Freiherr von Breitenlandenberg ihr nachstellte, wollte sie sich vor seinen Zugriffen bei ihrem Bruder verstecken. Aber sie lief vom Regen in die Traufe.

Nach wenigen Tagen hatte sie Diethelm bereits aufgespürt. Er trat in Meinrads Hütte und holte sich das wehrlose Mädchen unter höhnischem Gelächter. Doch da schwoll Meinrads Zorn. Er holte den Räuber ein, und es entspann sich ein Handgemenge, während dessen Ida entfloh. Der Ritter, ihr nachstürmend, konnte nur noch zuschauen, wie sich das Kind über den Gießen hinunterstürzte. Wild fluchend wollte er seine Wut an Meinrad kühlen. Doch ehe er sich's versah, stieß ihn dieser in die Tiefe, in das höllische Brautbett.

Meinrad stieg darauf in die Schlucht hinunter, um nach seiner Schwester zu schauen. Doch gab es nichts mehr zu retten; sie hatte ihr junges Leben ausgehaucht. Nicht weit davon lag Ritter Diethelm mit zerschmetterten Gliedern, noch lebend. In blinder Rache zog Meinrad ihm das Schwert aus der Scheide und brachte ihn mit seiner eigenen Waffe um. Dann trug er seine Schwester heim.

Am selben Tag noch machte sich Meinrad auf den Weg nach dem Bruggetwald, wo er den Bruder Josef in seiner Einsiedelei aufsuchte. Dieser riet ihm, die Lage auszunützen, das Raubnest auszunehmen und ihm den roten Hahn aufzusetzen, jedoch ohne Blutvergießen. Mit diesem Rat begab er sich eiligst auf den Heimweg. Als er das Dörfchen Gündisau erreichte, trat er bei Lorenz Gubler, einem riesenhaften Kriegsmann ein. Dem erzählte er alles. Dieser zeigte große Lust, das Lumpengesindel in der Burg mit dem Strick zu erhöhen. Er wollte aber an den Tod des Ritters nicht recht glauben, da er ihn hieb- und stichfest wußte, denn es war bekannt, daß Diethelm hiefür eine höllische Salbe besaß. Aber Meinrad konnte ihm glaubhaft machen, daß der Bösewicht unten im Tobel zerschmettert liege. Drum hielten sie Rat, wie sie den Rest erledigen wollten.

Mit Leuten aus Schalchen, die sich eilig mit Sensen, Spießen und den nächstliegenden Waffen einfanden und unter Zuzug der Männer von Gündisau umstellten Gubler und Bünzli das Eulennest. Unterdessen war man auf der Burg rätig geworden, den langausbleibenden Herrn zu suchen. Als sich die Brücke gesenkt hatte und die Besatzung unter Fackelschein die Feste verließ, überrumpelten die Bauern sie und zündeten das Raubnest an.

Der Ritter wurde in der Nähe der Trümmer bestattet. Da er ohne Leibeserben gestorben war, wurde die Burg nicht mehr aufgebaut. Im unterirdischen Gewölbe muß aber Diethelm seine Schätze hüten. Der Erzähler schließt die Geschichte mit den Versen:

In das düstere Gewölbe
Bannt ihn die Verdammungspein,
Und kein süßer Mondschein strahlet
In die grause Nacht hinein,
Wo der letzte Raubgenoß
Haust vom Gündisauer Schloß!

30. Vom Schloß Wildberg

das zwischen Madetswil und Gündisau gestanden hat, führte ein unterirdischer Gang zum alten Schloß Wildberg, an die Stelle, wo heute das Pfarrhaus Wildberg steht.

31. Der See beim Furtbüel

Zwischen Russikon und Madetswil soll in früheren Zeiten ein See gelegen haben. Davon habe die „Schiffländi" ihren Namen. Durch den See oder Morast oder was es gewesen, führte eine Furt, und davon habe der Furtbüel seinen Namen bekommen.

32. Der Poltergeist in Russikon

Im Jahre 1809 wurde in Russikon ein neues Haus gebaut und seine Wände schön mit Schindeln verkleidet. Es war noch nicht vollendet, als Jakob Stutz mit seiner Mutter und der Strehlerin, einer Nachbarin aus Isikon, auf einer Badereise nach Winterthur daran vorbeizogen. Da verhandelten die beiden Frauen miteinander den Bau mit folgenden Worten: Es nehme sie wunder, woher der Mann das Geld hiezu genommen habe; mit rechten Zügen sei es jedenfalls nicht zugegangen. Es werde das Haus wohl niemand bewohnen können, denn es heiße für gewiß und bestimmt, daß, Gott bhüet uns davor, ein Poltergeist drin hause. Viele Leute haben ihn schon gehört, wenn sie um Mitternacht da vorüber gegangen seien.

* * *

Barbara Ott von Madetswil behauptete um dieselbe Zeit: O, in der Gemeinde Russikon hat es Hexen, Gespenster, Unghür, Zeusler usw., wie in der ganzen Welt nirgends soviel. Da hat ein Pfarrer nur deswegen alle Hände voll zu tun.

* * *

Als ein Hittnauer über das Aussehen eines Poltergeistes befragt wurde, meinte er mit Bestimmtheit: „Ein Poltergeist sieht präzis aus wie ein ‚Stockrote'!" (Aristokrat).

33. Die böse Spinne

Vor etlichen hundert Jahren lag an der Kempt, nahe beim Weiler Grafstall, ein einsames Wirtshaus. Das Gebäude sah mit seinen altersgrauen Mauern, dem zerfallenden Dache und den engen Fensteröffnungen wenig einladend aus, und es kam nur selten vor, daß ein Wanderer durch den dichten Wald den Weg dazu fand; noch seltener aber sah man einen solchen wieder aus der Herberge treten; wundersame, schauerliche Sagen gingen in der Umgegend über die böse Spinne von Mund zu Munde. Das Haus führte nämlich dieses wenig beliebte Tier im Schilde, das in einem riesigen Gewebe von Eisendraht über dem Eingang schwebte und mit roten, fast glühenden Augen an dem pechschwarzen Leibe die Gäste anglotzte.

Da trat einst spät abends, als ein heftiges Gewitter am Himmel drohte und der Sturm bereits die alten Eichen erschütterte, ein rüstiger Wandersmann, schwer mit Gepäck beladen, in das alte Haus, Schutz vor dem Unwetter und ein gutes Nachtlager begehrend. Der Mann war fremd; die zunehmende Dämmerung verhüllte ihm das Unheimliche des Ortes. Wenn er auch den üblen Ruf seiner Herberge gekannt hätte, wäre er kaum vorbei gegangen; denn er trug das Herz auf dem rechten Flecke und war müde und traurig. Das gute Essen schmeckte ihm daher gar wohl; doch wollten ihm die geschwätzige Wirtin und ihr wortkarger, mürrischer Mann wenig behagen, und es entging ihm nicht, wie die beiden heimlich Blicke und Worte wechselten und wie der Wirt einen argen Fluch nicht unterdrücken konnte, als er den ihm angepriesenen Nachttrunk verweigerte. Auch stand das Zimmer, das ihm nun zur Ruhe angewiesen wurde, mit der sonstigen Armseligkeit des Hauses in zu großem Gegensatz, daß es ihm nicht hätte auffallen sollen. Nicht nur mochte es das einzige im Hause sein, das durch ein hohes, helles Fenster der freien Luft Zugang ließ; auch die ganze Ausschmückung gehörte eher einem alten, reichen Edelhause als dieser verfallenden Herberge an; namentlich machte das große Bett mit seinen schwe-

ren, seidenen Vorhängen und dem mit Federn und Troddeln geschmückten Himmel einen seltsamen Eindruck auf ihn, so daß er beschloß, sich nicht zu entkleiden und womöglich wach zu bleiben, um jedem Angriff schlagfertig zu begegnen. Nach kurzem Gebete warf er sich auf das Lager; aber eine unerklärliche Unruhe verfolgte ihn, und rasch sprang er auf, als er ein unheimliches Knistern in den Vorhängen vernahm. Ein Todesschreck ergriff ihn, als blitzesschnell, aber mit der lautlosen Sicherheit, womit die Spinne ihr Opfer umstrickt, der schwere Betthimmel sich auf die Stelle senkte, die er vor einem Augenblick noch eingenommen. Wie mancher arglose Schläfer hatte wohl schon unter dieser Wucht den letzten Seufzer getan; denn die ganze Kraft unseres Wanderers reichte nicht hin, die ungeheure Last nur zu bewegen; doch ihm blieb, das sah er wohl ein, keine Zeit zu Betrachtungen, und rasch das Fenster öffnend erspähte er eine Gelegenheit zur Rettung. Glücklicherweise streckte ein alter Birnbaum seine starken Äste bis nahe an das Fenster, und es gelang ihm in kühnem Sprunge, einen derselben zu erreichen. Kaum fühlte er den sichern Boden unter seinen Füßen, als er durch Busch und Wald unaufhaltsam vorwärtsdrang und sich nicht eher Ruhe gönnte, bis er an den Saum des Waldes gelangte. Das Gewitter hatte sich verzogen, die Nacht war mild und erquickend, und das süße Gefühl des geretteten Daseins und heißer Dank gegen Gott, der ihn so augenscheinlich beschützt hatte, hoben seine Brust. Die aufgehende Sonne fand ihn vor den Toren Zürichs, wo er sogleich Anzeige vom Geschehenen machte. Ein starker bewaffneter Haufe wurde alsbald ausgeschickt, das Raubnest zu zerstören und die arglistigen Wirtsleute gefangen zu nehmen Im Keller fanden sich die mannigfachsten, im Laufe der Zeit geraubten Gegenstände; man stieß aber auch auf die verscharrten Leichen ihrer Besitzer. Das Haus wurde dem Boden gleichgemacht; allein die Erinnerung an die Untaten lebte im Volke fort und die Geschichte von der bösen Spinne verkürzte bis in die neueste Zeit hinein den Spinnerinnen der Umgebung manchen langen Winterabend.

34. Das Gespenst bei Bietenholz

1918 erzählte einer, der bei dem Erlebnis dabei war, folgendes: Einmal fuhren wir, der T. und ich, nachts gegen 12 Uhr mit einem großen Fuder Heu von Effretikon gegen Bietenholz. Da sahen wir in einer ebenen Riedfläche einen Gegenstand, der recht gespensterhaft aussah. Es war aber nur ein Rottännchen, dem der Wipfel fehlte. (Der Erzähler sagte nicht, ob es auf der Straße stand, aber wir müssen es annehmen.) Im Interesse weiterer

Passanten, berichtete er, haben wir das Tännchen mit der mitgeführten Axt beseitigt. Aber da wir weiterwollten, ging's nicht. Die Pferde standen bockstill, waren nicht fortzubringen und richteten sich schließlich in die Höhe. Nach einiger Zeit sahen wir dann ein mächtiges, schwarzes Tier mit faustgroßen feurigen Augen über den Weg gehen, und als es verschwunden war, konnten wir weiterfahren.

35. Der bannisierende Dekan

Dekan Keller in Illnau, der anfangs des vorigen Jahrhunderts lebte, konnte bannen. Er bannte die Burschen, die ihm den Obstgarten plünderten, daß sie nicht mehr von den Bäumen steigen konnten, bis er sie „entzauberte". Einst lauerten ihm die Nachtbuben von Volketswil mit Stöcken auf. Er bannte sie, und sie mußten ihm willenlos bis zum Pfarrhaus in Illnau folgen, wo er sie, für die Begleitung dankend, entließ.

36. Von der Burg bei Fehraltorf

Südwestlich von Fehraltorf erhebt sich aus dem Ried ein kleiner Hügel, der von drei deutlichen Wällen umgeben ist. Das ist die Burg. Im Volk geht der Glaube, daß sie aus heidnischer Zeit herstamme. Es mag eine helvetische Fluchtburg gewesen sein. In der ganzen Umgebung des Pfäffikersees sind ja Funde aus der Keltenzeit zutage gefördert worden, wie in der „Speck" und in der „Bürglen".

Noch in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts erzählte man sich von Zeuslern, die sich bei der Burg umgetrieben haben. Auch wußte man von einem unterirdischen Gang zwischen der Speck und der Burg.

Die Burg war aber auch eine Schatzgräberstelle. Ein Schatzheber habe einst um Mitternacht dort gegraben. Als er schon ein tiefes Loch ausgehoben hatte und den Schatz in nächster Nähe glaubte, fielen immer Steine in die Grube. Er stieg hinaus, um nach dem Steinwerfer zu schauen, sah aber nichts. Auf einmal fing es an unheimlich zu rauschen, und plötzlich war die Grube verschüttet. Den Schatzgräber überkam die Furcht, und er rannte nach Hause, verfolgt von einer Schar Eulen.

37. Im Puurebüel

Südöstlich von Fehraltorf steht ein Hügel, der sich unvermittelt aus der Ebene erhebt. Die Alten behaupteten, darin solle ein großes Grab sein.

38. Die Tauschäcker

In einer Pestzeit soll rings um Fehraltorf die Seuche gewaltig gehaust haben; dieses Dorf blieb allein verschont. Die Zufuhr von lebenswichtigen Waren mußte aber aufrecht erhalten bleiben. Um dies zu bewerkstelligen, ohne die furchtbare Krankheit ins Dorf zu schleppen, ließ man die Händler von Freudwil her bis zur Ebene zwischen Frankenbüel und Friedliberg kommen. Dort tauschte man die Waren aus. Seither heißen die Äcker an der Freudwilerstraße die Tauschäcker.

39. Vom Bitzbergerrain

An der alten Straße von Pfäffikon nach Zürich, am Bitzbergerrain bei der Speck, sah man früher viele Ungeheuer umgehen, und manche schauerliche Geschichte wurde zum größten Schrecken der Kinder erzählt. Als man dort seinerzeit die Straße senkte, wurden mehrere menschliche Knochengerüste gefunden. Nicht weit davon stand bis in die neuere Zeit der „Fluchstein", den man für einen Opferstein aus vorchristlicher Zeit hielt.

Hansheiri, ein alter Müllerknecht in Pfäffikon, erzählte in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in einer Spinnstubeten, daß einst, als er spät abends heimgefahren sei, seine Pferde beim Bitzberg plötzlich bockstill standen. Lange seien sie nicht vom Platze zu bringen gewesen. Auf einmal nahmen sie einen Satz und sprengten davon. Als Heiri zurückschaute, erblickte er ein großes Tier, so groß wie ein Kalb, das tellergroße, feurige Augen hatte.

In gewissen Stunden ist solches fast allen Fuhrleuten am Bitzbergerrain vorgekommen. Man sagt, es sei dort eine Mordtat verübt worden.

40. Lora

Am Fuße des sonnenreichen, anmutigen Sulzberges befand sich eine Quelle, aus welcher man, je nach ihrer Ergiebigkeit gute oder Hungerjahre vorauszusagen glaubte. Diese Quelle hielt man auch für mineralhaltig, und es ist leicht möglich, daß der Name „Sulz" von dieser Quelle hergeleitet ist.

In alter, grauer Zeit wohnte hier Balz von Sulzberg, welcher ausgedehnte Güter besaß. Ein einziges Kind hatte ihm sein Weib geschenkt. Er nannte es Lora. Es war wohlgestaltet, kräftig und schön; mutig und kühn stand es dem Vater zur Seite. Sie opferten den Göttern und lebten in Frieden.

Viele Leute aus nah und fern kamen der Quelle wegen zu ihnen, und zufolge ihrer Gastfreundschaft standen sie weit herum im besten Rufe. Mit dem Nachbar Ruosso, der ebenfalls viele Güter besaß, lebten sie in bester Freundschaft, und es war kein Wunder, daß der Sohn des Ruosso und Lora einander lieb gewannen.

Auf der anderen Seite des wildtobenden, über Felsen stürzenden und durch Schluchten schäumenden Waldbaches, oben auf dem Berg, stand eine Ritterburg. Da wohnte ein Zehntgraf, ein stolzer, gewaltiger Mann, der es mit Sitten und Anstand nicht genau nahm. Er hatte es auch auf Lora abgesehen. Um diese zu seiner Geliebten zu machen, schloß er mit dem Teufel einen Bund. Der mußte ihm zunächst am Felsabhang eine Brücke bauen über den Bach. Drum heißt diese Brücke die Teufelsbrücke.

Der Teufel kam in Gestalt eines figelanten Burschen ins Haus des Sulzbergers und fand bald großes Zutrauen bei Vater und Tochter. Er schmeichelte vorzüglich der Lora und meinte, sie sei im weiten Umkreis die schönste und begabteste Jungfrau; sie sei zu etwas Höherem geboren, und mindestens ein Graf wäre ihrer wert. So wurde der Hochmut in Loras Herz gepflanzt. Als nun der Graf selbst in blendender Kleidung vorüberritt, grüßte er sie recht freundlich, und sie erwiderte den Gruß zuvorkommend. Es blieb aber in Zukunft nicht beim Vorüberreiten. Ein zutrauliches Verhältnis entwickelte sich, welches immer traulichere Formen annahm und zuletzt zu geheimen Zusammenkünften führte, die in einer Grotte abgehalten wurden, oberhalb der Teufelsbrücke. — Mit Ruosso pflegte Lora ihr Liebesspiel weiter.

Einst verfolgte dieser auf der Jagd einen Hirsch und kam zufällig zu jener Grotte. Er blickte ahnungslos hinunter, wo er zu seinem Schrecken just Lora in den Armen des Grafen liegen sah. Die Wut ließ ihn nicht lange überlegen. Er spannte seinen Bogen und schoß den Pfeil auf den Räuber seiner Liebe ab. Das Geschoß traf aber die Geliebte tödlich und nicht den Grafen. Dies bemerkend, stürzte sich Ruosso voll Verzweiflung über den Felsen in die Tiefe, wo er zerschellte.

Dem Grafen, dem das Schicksal den Tod so entsetzlich nahe vorbeigeschickt hatte, wurde unheimlich zumute. Er überließ die Burg ihrem Schicksal und zog in die Welt hinaus. Auf dem Gewässer, das von Lora den Namen erhielt, spukte ihr Geist jahrhundertelang als Wassernixe. Der Teufel schnürte seinen Ranzen und zog befriedigt über seinen Erfolg von dannen, um wieder anderswo törichte und eitle Menschen irrezuführen.

41. Wie die Gegend um Pfäffikon gestaltet wurde

In alter, grauer Zeit lagen die Ländereien um Pfäffikon im Besitze dreier Jungfrauen. Die waren aber so eigen, daß sie trotz des reichen Grundbesitzes keine Freier fanden, die sie ehelichen wollten. Unter solchen Umständen wurden sie alt, und jede machte nach ihrer Art ein Testament oder tat einen Wunsch, was nach ihrem Tode aus ihrem Besitztum werden sollte.

Die älteste, welche mit der Welt schon lange gebrochen hatte und daher niemandem etwas gönnen mochte, wünschte, daß ihr Teil zu Wasser werde. Die zweite, etwas besser als die älteste, aber doch noch ewig eigen, wünschte ihr Teil zu Ried. Die jüngste war die beste. Sie mußte aber das Los, ledig zu bleiben, mit den anderen teilen, weil diese es so haben wollten. Diese wünschte, daß ihr Teil zu gutem Mattland werde.

Wie sie gewünscht hatten, geschah es auch. Es entstanden der See, das Ried und das Mattland, wo jetzt Pfäffikon ist.

42. Das Giwitzenriet

Die Mädchen von Pfäffikon fürchteten sich früher davor, alte Jungfern zu werden. Wenn nämlich ein Frauenzimmer keinen Mann erwischen konnte, so wurde es nach dem Tode in einen Giwitz verwandelt und ins Giwitzenriet hinaus verbannt. Dort mußte es dann „alt Hoseläädе cheue".

43. Das Wappen von Pfäffikon

Ursprünglich führte Pfäffikon einen Becher im Wappen, weil es bei festlichen Anlässen dem Abte von St. Gallen den Mundschenken stellen mußte. Später gaben die Grafen von Kyburg den Pfäffikern den Löwen als Wappenfigur, weil es tapfere Männer in ihre Reihen entsandte.

44. Die goldene Kette zu Irgenhausen

Beim Dorfe Irgenhausen am Pfäffikersee erhebt sich ein kleiner Hügel, die Bürglen, auf welcher vor gar langer Zeit eine Römerburg stand. Bevor die Antiquarische Gesellschaft in Zürich die Grundmauern dieses Kastells restaurierte, geschah dort allerlei Geheimnisvolles. Davon wußte ein Bauer, dem der Hügel in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts gehörte, eine Geschichte zu erzählen.

Der frühere Besitzer dieses Platzes sah an manchen Abenden ein blaues Flämmchen innerhalb der alten Umwallung spielen. Weil dieses stets ein Zeichen ist von unterirdisch verborgenen Schätzen, die sich auf solche Weise anmelden, begann er darnach zu graben. Lange arbeitete er vergeblich. Auf einmal fing es an im Loche zu blinken und zu funkeln. „Potz tausend, eine goldene Kette!" rief er und schlug mit seinem Karste hastig drauf los. In diesem Augenblick setzte sich die goldene Kette in Bewegung und schlüpfte wie ein Wurm wieder in das Loch zurück. Nichts war ihm davon geblieben als das letzte Kettenglied, das an einer Zinke seines Karstes hing.

Der Bauer machte sich in aller Stille davon, bot sein Gütchen feil und kaufte sich in einer anderen Gegend ein nicht verzaubertes Heimwesen.

45. Der Schatzgräber im Römerkastell

In früheren Zeiten wurde im Römerkastell zu Irgenhausen noch oft nach Schätzen gewühlt. Doch hat man nie von großen Erfolgen gehört. Da machte sich auch einst einer an die Arbeit. Er hatte schon eine halbe Nacht im Fundament gebohrt und achtete nicht, daß die Mauer schon zu wanken begann. Da entdeckte er noch eine Steinplatte. Hier mußte nach seiner Ansicht der Schatz liegen. Es fiel ihm aber noch rechtzeitig ein, der Teufel könnte seine Hand im Spiele haben. Er schaute von seiner Arbeit auf und versicherte sich, daß der Böse nicht auf dem Plan war. In diesem Augenblick fiel von der wackeligen Mauer ein Stein und traf ihn. Der Schatzgräber glaubte, es wolle ihn jemand verulken und rief dem vermeintlichen Spitzbuben zu, er wolle ihm schon noch den Buckel salben. Da fiel eine ganze Handvoll Steine herab. Jetzt wurde der Gräber recht zornig und wollte seine Warnung in die Tat umsetzen. Aber kaum hatte er seine Glieder aus dem Loche gezogen, als die Mauer zusammenfiel und die ganze Grube wieder ausfüllte. Da merkte der Schatzgräber, wer der Warner gewesen und dankte ihm auf den Knien für die Rettung.

46. Zeusler

Rägel, eine Pfäffikerin, erzählte: „Wir hatten eine Liechtstubeten. Als wir zufällig aufs Riet hinausschauten, bemerkten wir einen leibhaftigen Zeusler, also einen, der Marksteine versetzt hatte. Nachdem einer in Vorschlag gebracht hatte: wir wollen beten, dann kommt der Zeusler in die Nähe, waren wir alle einverstanden, gingen unter die Haustüre und beteten.

Der Zeusler kam mit Windeseile näher und immer näher. Wir hatten kaum Zeit, die Türe zu schließen. Der Zeusler schlug mit der Hand auf die Türe. Als wir später nachschauten, waren darin fünf Finger eingebrannt, deren Brandmal nicht mehr abzuhobeln war."

* * *

Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts galt im Oberland die allgemeine Überzeugung: Wenn man beim Erscheinen der Zeusler betet, so sitzen sie einem auf die Achsel und drücken einen fast zu Boden; flucht man aber gegen sie, so lassen sie einen in Ruhe.

* * *

Im Robenhauser Ried war es auch nicht ganz geheuer. Dort sah man oft sonderbare Lichter herumtanzen. Die Einheimischen nannten sie Irrlichter. Es kam vor, daß ein solches Irrlicht einsame Wanderer bei Nacht und Nebel stundenlang im Ried herumlockte, bis sie in die Turbenlöcher fielen. Man hielt diese Erscheinungen für die Seelen von Brandstiftern, die im Grabe keine Ruhe fanden. Zur Abbüßung ihrer Frevel müssen sie bis zum jüngsten Tage als Zeusler oder Irrlichter im Riede herumgeistern.

* * *

Jakob Stutzens Vetter Kaspar erzählt, wie er selber einmal bei Nacht auf dem Kreuzweg zwischen Unterhittnau und Isikon einem Zeusler begegnete. Es sei gewesen, wie wenn ein blaues Lichtlein in einem Krättlein vorüberrollte. Im Kreuzweg sei es höchst unheimlich, denn dort seien auf ein paar Äckern Marchsteine verrückt worden. Er wisse, wer's getan habe, sage es aber seiner Lebtag keinem Menschen.

47. Der kohlschwarze Mann

In einem Orte des Zürcher Oberlandes, welchen der Erzähler nicht nennt, waren an einem Sonntag nachts etliche Burschen bei einem Mädchen „z Liecht". Sie redeten allerlei, und als sie nichts mehr anzuheben wußten, nahm einer von ihnen ein Buch von einem Laden und fing an laut zu lesen. Das Ding gefiel ihnen, und sie lasen fort. Aber welch ein Schrecken! Durch die geschlossene Türe kam langsam ein kohlschwarzer Mann und setzte sich auf eine Bank neben der Tür. Des Mädchens Vater mußte aufstehen und Wort für Wort wieder zurücklesen, was sie vorwärts gelesen hatten. Da wich das Gespenst wieder.

48. Der schwarze Pudel

An einem ungenannten Orte in der Gegend um Wetzikon, der Gewährsmann wollte ihn nicht verraten, lasen die Nachtbuben in einem Buche. Da trat ein großer, schwarzer Pudel in die Stube und legte sich unter den Tisch, von wo er die Burschen mit feurigen Augen anstarrte. Der Schulmeister mußte kommen und das Gelesene zurücklesen, bis der Hund fort war.

49. Der Hundsgalgen

So heißt eine Örtlichkeit in der Aretshalden, zwischen Wetzikon und Seegräben. Diesen Namen hat sie zu Bürgermeister Waldmanns Zeiten bekommen, wie sich die Leute der Umgebung noch um 1890 erinnerten. Waldmann habe befohlen, die Hunde auf der Landschaft abzutun. Als die Bauern auf dem Lande diesen Befehl nicht befolgten, seien die Hundetöter gekommen, hätten alle Hunde auf einen Platz geführt und sie erschlagen. So ein Ort sei eben die Aretshalden gewesen, und drum habe man ihn von da an den Hundsgalgen genannt.

50. Der Brunnen bei der Burg Kempten

Dem Burghügel bei Kempten entspringt eine Quelle, die das ganze Jahr, Sommer und Winter, gleich stark und immer gleich kühl fließt. Kein Mensch hat sie je einmal versiegt gesehen.

Man erzählt sich, das Wasser entströme einem goldenen Brunnentrog, der tief unter dem Hügel liege. Der Teufel selber bewache ihn, und wer den goldenen Schatz heben wolle, müsse dem Schwarzen dafür ein neugeborenes Kind opfern.

51. Vom Girenbad ob Hinwil

„Wie die gar Alten des Orts fürgeben, soll das Bad auch ein Gyr anfänglich gefunden haben, welchen in selber Gegend, bei des Badwassers Ursprung, ersehen worden, als er sich auf eine Zeit darinnen erlabet und gebadet."

* * *

Ein Geier habe einst ein Bein gebrochen oder geschädigt, das kranke Glied im dortigen Wasser gebadet und sich bald wieder des besten Wohlseins erfreut. Solches sei von einem aufmerksamen Bewohner der Gegend beobachtet worden, und er habe, dem Wasser heilkräftige Wirkung zuschreibend, ein Bad hergerichtet, welches bald Zuspruch fand und „Girenbad" genannt wurde.

52. Das Schloß im Girenbad

Einige Schritte oberhalb des Kurhauses Girenbad steht ein altersgraues, behäbiges Haus, das noch aus der Hagheerenzeit stammt. In der geräumigen Winde sind einige Blockhäuschen eingebaut. Das sollen Gefängniszellen gewesen sein. Möglich wäre es schon, denn das Schloß war einst ein Gerichtssitz. In diesen Kammern sollen Peinigungswerkzeuge aufbewahrt worden sein. Kurz nach 1798 seien diese Instrumente durch Erbschaft an den Zürichsee hinübergekommen. — Vom Schloß aus führte ein unterirdischer Gang, sagt man, nach der Täuferhöhle.

53. Die letzten Heiden

welche im Oberland lebten, verbargen sich in einer Höhle am Allmann. Sie waren von den Christen verjagt worden. In ihrer Verzweiflung stürzten sie sich über die Felswand hinunter, wo sie, Vater, Mutter und Kind, zerschmettert liegen blieben. Die Christen fanden sie und dankten Gott, daß er die verstockten Heiden gestraft hatte.

54. Von den Wiedertäufern

Als zur Reformationszeit die Wiedertäufer von der Regierung heftig verfolgt wurden, flohen viele ins unwegsame Tößbergland. Am Abhang des Allmannberges, nicht weit von Bäretswil, gab es früher einige Naturhöhlen, von denen die größte noch zu sehen ist. In diese Höhlen verschloffen sich die Wiedertäufer. Die jetzt noch von Spaziergängern und Interessenten oft besuchte „Täuferhöhle" verfällt aber allmählich. Noch vor hundert Jahren konnte man aufrecht dreißig Schritte hineingehen. Im Hintergrund waren einst Nischen, und man vermutete auch Geheimgänge, denn das Molassegestein des ganzen Oberlandes ist von vielen Schründen durchzogen. In diesen Nischen hausten die Wiedertäufer, und

man fand im letzten Jahrhundert, als man dort eine Sommerwirtschaft einrichtete, Münzen und Geräte aus früheren Jahrhunderten.

Doch waren auch hier die Täufer nicht sicher. Um vor den Häschern des Landvogtes zu Grüningen fliehen und ihre Spuren verwischen zu können, hatten sie jeweilen ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufgenagelt und waren ins Toggenburg entkommen.

55. Das Bachtelholz

Am Bachtelberg stehen oberhalb Wernetshausen schöne Wälder, die der Waldkorporation Wernetshausen gehören. Die Alten erzählten, das ganze Holz sei vor manchen Jahrhunderten den Wernetshausern von einer Rittersfrau geschenkt worden.

56. Die Heidenwege

Westlich vom Dorfe Hinwil steht der Bauernhof „im Moos". Etwa zweihundert Schritte davon stoßen sichtbar einige Grundwasseradern aus dem Boden. Von dort aus ziehen sich nach dem Grundstück „Liberach" und in Richtung Hinwil seltsame Streifen. Man kann sie nur in den dürrsten Sommern erkennen, weil hier wie in einer Straße oder einem Feldweg das Gras abstirbt, während es zu beiden Seiten noch grünt. Im „Liberach" enden sie bei kreisrunden, ebenso dürren Plätzen. Einer der Streifen zeigt genau nach der Kirche Hinwil. Diese Streifen nennt man die Heidenwege. Die einen meinen, sie haben den Namen von Zigeunern oder Kesselflickern, die dort früher gehaust haben, die andern sagen, die Heidenwege haben etwas mit den Römern zu tun, die, wie man doch wisse, eine Straße gehabt hätten durch das Oberland.

57. Die Feuerhexe zu Hinwil

Am Nachmittag des 12. Oktober 1955 schnaaggete einem Bauern oberhalb Hinwil unweit seines Hauses eine fremde Frau über die Wiese. Sie trug ein Kleid älterer Tracht mit langem, bis zu den Füßen reichendem grauem Rock und eine Schürze darüber. Das Gesicht verdeckte ein großes Kopftuch. Bei jedem Schritt vertat das Weib, welches eher groß als klein war, das Gras mit einem Apfelhaken, einem naturgewachsenen Stock, wie ihn der Bauer braucht, um Äste an sich heranzuziehen, wenn er das Obst

pflückt, und tat als ob es etwas suche. Doch gab es zu jener Zeit keine Pilze. Auch bückte sich die Fremde nie, um etwas aufzulesen. Der Bauer versuchte, den Weg der fremden Person zu kreuzen, da er eben im Begriffe stand, im Berg oben ein Gerät zu holen.

Doch wie er diese Absicht ausführen wollte, schossen plötzlich aus der Brust des Weibes in kurzem Abstand zwei gelblichweiße Strahlen, wohl so lang wie ein Arm. Darauf schnaaggete die Frau an dem Bauern vorbei, schaute weder rechts noch links und vertat mit ihrem Apfel- oder Chriesihaken weiter das Gras.

Der Mann wagte nicht, das seltsame Wesen anzureden und ging schließlich seines Weges. Etwas später wurde die Fremde auch von der Frau des Bauern in der Wiese bemerkt, aber auch nicht angesprochen.

Am selben Abend suchte ein bedauerlicher Unglücksfall diese Familie heim.

58. Wie der Name des Hofes „Erlosen" entstand

Da wo heute der „Felsenhof" in Hinwil steht, stand vor mehreren Jahrhunderten ein Bauernhaus. Dazu gehörten viele Wiesen und Äcker. Darum herum stand, so weit das Auge reichte, weiter Wald. Der Bauer war ein rüstiger Sechziger. Er war früher Meisterknecht des Ritterhauses Bubikon gewesen. Deshalb konnte er auch schreiben, und er teilte seine Schreibkunst auch seinen Söhnen mit. Seine Frau Dorothee war ihm frühe gestorben. Mit seinen beiden Söhnen Hans und Ulrich bewirtschaftete er seinen großen Hof.

Doch die Brüder hatten ständig Streit, weil der Erstgeborene ein reizbarer Bursche war. Das Zerwürfnis vergrößerte sich, als Hans, der ältere, ein Weib ins Haus brachte. Da beschied der Vater Ulrich vor sich und eröffnete ihm den Wunsch, er möchte sich eine Frau nehmen und dann im Umkreis von zehn Stunden an einem ihm passenden Orte einen eigenen Hof errichten. Der jüngere Sohn befolgte des Vaters Rat, und der erhielt als Erbe die Hälfte des Viehstandes von des Vaters Hof, nebst einem schönen Stück Geld.

Mit seiner Habe zog er dem Wildbach nach talaus. Er bahnte sich durch Wald und Gestrüpp einen Weg. Ulrich und seine Frau fanden denn auch nach einer Weile einen freien Platz, wo sie sich die neue Heimstatt erbauten.

Einige Jahre verstrichen. Obwohl die Familie Ulrichs keinen Mangel leiden mußte, war sie doch des Lebens nicht ganz froh, weil sie in ihrer Abgeschiedenheit der Nachrichten vom Elternhause entbehrten.

Endlich verirrte sich ein wandernder Schneider zu ihnen. Weil auf dem neuen Hofe in den letzten Jahren an den Kleidern nicht viel gemacht worden war, hatte der Schneider längere Zeit zu tun. Er erzählte den Vereinsamten auch von Land und Leuten, so daß ihre Sehnsucht nach dem Vaterhause erwachte.

Doch wegen des ältern Bruders Wildheit getrauten sich Ulrichs Leute selbst nicht, den väterlichen Hof aufzusuchen. Deshalb gedachten sie, den Schneider mit einem Zeichen dorthin zu schicken. Ulrich versorgte also den Boten mit Zehrung und ging eine Tafel zu holen, auf welcher er dem Vater mitteilen wollte, er solle ihn aus seiner freiwilligen Verbannung erlösen. Während nun Ulrich die Tafel suchte, stahl der Schneider einige Schweinsrippli und ließ sie in seinem Schnappsack verschwinden. Dann erschien der Hausvater mit der gefundenen Tafel, auf der nichts weiter stand als „Erlösen".

Der Schneider versprach, alles zu besorgen und verabschiedete sich. Als er unterwegs ausruhte, betrachtete er die Tafel aufmerksam. Da er selber nicht schreiben konnte, hätte er gerne gewußt, was die Zeichen bedeuteten. Über dem Schriftbild standen zwei seltsame Zeichen, die den gestohlenen Schweinsrippchen ähnlich sahen. Vielleicht, dachte er, sind es auch zwei Bockshörnchen, und sie bedeuteten, daß er ein Schneider sei. Es war ihm nicht ganz geheuer zumute, wie einem, der kein gutes Gewissen hat. Zur Vorsicht wischte er die beiden Striche aus.

Glücklich traf der Schneider den alten Vater, und er übermittelte ihm die Tafel, auf welcher er das Wort „Erlosen" las. Er hatte somit keine Ahnung vom Anliegen seines Sohnes. Er vermutete aber, er habe seinem Hofe diesen Namen gegeben und er befinde sich mit seiner Familie in geordneten Zuständen, sintemalen der Schneider von keiner Not berichten konnte auf Ulrichs Hofe. Seither ist der Name an dieser Ortschaft geblieben und sie trägt ihn noch heute.

59. Der Zwölfistein

Wenn man vom Dorfe Hinwil aus auf der Sonnenseite der Allmannkette gegen den Bachtelberg emporsteigt, bemerkt man hart an der Straße, etwa fünf Minuten oberhalb Wernetshausen, einen Findling aus Speernagelfluh. Das ist der Zwölfistein. Dieser dreht sich, wenn es am Basler Münster (nach andern an der Hinwiler Kirche) Mitternacht schlägt, bei jedem Schlag einmal herum. Es sind zwar schon viele um Mitternacht auf dem Bänklein davor gesessen, besonders im Sommer, aber sie haben vor lauter anderem den Stein nicht sich drehen gesehen.

60. Von der Burg im Steg

Auf der linken Seite der Töß erhob sich vor Zeiten auf stotzigen Felsen über dem uralten Wirtshaus zum Steg die Burg gleichen Namens. Noch im Jahre 1780 standen die Mauern der Ruine mannshoch. Später wurden sie abgerissen, um aus den Steinen das Haus im Burgbühl zu bauen.

Auf der Seite gegen Bauma findet man dort zwei tiefe Löcher, die senkrecht in den Fels hinuntergehauen sind. Man sagt, es seien Brunnenlöcher, und es wird erzählt, daß auf ihrem Grunde ein goldenes Rößlispiel liege. Ein Burgfräulein, das im Grabe keine Ruhe findet, muß den Schatz hüten. Die Alten berichten, daß man früher gesehen habe, wie eine Gestalt bei den Löchern umging.

61a. Die Pest im Fischenthal

In der Gemeinde Fischenthal liegt in einem sonnigen Seitentälchen ein Weiler, genannt „s Peste". Eines Morgens begab es sich daselbst, daß ein Vögelein vor den Fenstern traurig und immer trauriger pfiff: Pest! Pest! Pest! Dies verstanden die Leute drinnen deutlich. Und siehe, nach einer Stunde hatten sie schon eine Leiche im Haus, schwarz und plötzlich in Verwesung übergehend. Es war die erste schwarze Leiche der Gemeinde. Doch bald wütete die furchtbare, geheimnisvolle Todesmacht auch in weiten Kreisen. Denn als man die Leiche aus „s Pesten" am folgenden Tag durchs Tal nach dem Kirchhofe trug, eröffnete sie bereits den schauerlichen Zug von mehr als 20 schwarzen Leichen.

Wo sie an einem Hause vorbeikamen, fragten die Fuhrleute an, ob etwa ein paar Leichen zum Aufladen bereitlägen, und fast allerorten erfolgte ein schluchzendes, wimmerndes Ja. Vor einem Hause nahe bei der Kirche fragten sie zum Fenster hinein. Es war eine Mutter drinnen, welche ihrem Kinde zöpfelte. Die Mutter antwortete: „Nein, gottlob, hier ist noch alles gesund und wohlauf!" Im Heimfahren vom Kirchhof schauten sie abermals durch das Fenster und sahen Mutter und Kind liegen als schwarze Leichen.

Der Anfall der Krankheit erfolgte durch ein Niesen, und kaum konnte man sagen: Helf dir Gott! so lag der Betreffende schon leblos da. Seither ist der Ausdruck gegen das Niesen gebräuchlich. Bald waren ganze Familien unter dem Boden. Hie und da stand ein Haus öde da und etwa eine vergessene Leiche erfüllte dasselbe mit Grabesluft. Ein solches Haus wurde nie mehr bewohnt. Noch heute kennt man manche Stellen auf Wiesen wie Holzungen, wo damals ein Haus gestanden, dessen Bewohner „im schwarzen Tod" ausstarben.

Mittlerweile war in s Bettisten keine Lücke mehr entstanden, doch mußten sie natürlich immer befürchten, des schwarzen Todes eigen zu werden. Wie groß war aber das frohe Erstaunen der guten Leute, als sie eines Morgens das nämliche Vögelein, welches „Pest" pfiff, heiter und fröhlich singen hörten: „Binz und Benz und Baldrioo, henksch's an Hals, so chunscht devoo!" Das Vöglein sang gewiß vom rechten Mittel, das wußten sie nun. Ohne im geringsten an der heilsamen Wirkung des Rezeptes zu zweifeln, suchten sie die dreierlei Kräuter zusammen und taten damit nach des Vögleins Verordnung. Eine unbeschreibliche, unerklärliche Leichtigkeit, ein neuer, frischer Lebenshauch durchwehte sie. Eilig machten sie das Wunder im Tal vorn bekannt, nahmen große Säcke voll solcher Kräuter mit sich, auf daß nicht viele in Verlegenheit kämen, darnach suchen zu müssen, ohne welche zu finden, denn kaum wuchsen sie so in Menge wie in s Bettisten. Fernhin wurden die Kräuter verliefert, und wer sie einmal am Hals trug war dem schwarzen Tod entgangen. — Die Kräuterträger aus s Bettisten nannte man kurzweg „d'Pestlüt", ihren Wohnort aber s Pesten, welcher nun so genannt wird bis auf den heutigen Tag.

61b. Lebenszeichen

Man erzählt auch, daß die Bewohner der Fischenthalerberge sich zu Pestzeiten jeweilen am Morgen mit dem Milchtrichter über die Täler hin angerufen hätten, um zu erfahren, ob auf der anderen Seite noch jemand am Leben sei.

62. Das Kirchenfähnlein

Im Jahre 911 soll der Bischof Salomon von Konstanz von den alemannischen Grafen vertrieben worden sein. Man sagt, daß er im Fischenthal eine Zuflucht gefunden und dort eine Kirche gebaut habe.

Gerade achthundert Jahre später konnten die Fischenthaler ihre Kirche vergrößern und frisch herunterputzen. Alles ging flott von statten, und innert kürzester Zeit war der Kirchbau beendet. Nur die Fahne auf dem Turme fehlte noch. Es war aber der Brauch und für den Baumeister eine Ehrensache, das Fähnlein selber auf die Turmspitze zu stecken. Nun hatte aber der Baumeister einen Sohn, noch nicht zwanzig Jahre alt. Der konnte es erzwängen, die Fahne aufzustecken. Der Vater machte ihm alle Vorstellungen, aber der Junge nahm die Fahne und kletterte zuoberst auf den Turm, wo er sie nur noch in das Loch senken und anschrauben mußte. Als

der Bub oben angelangt war, rief er mit zitternder Stimme: „Vater, in welches der drei Löcher muß ich die Fahne stecken?“ „Helf dir Gott!“ rief der Vater bebend, denn er wußte nur von einem Loch. Im selben Augenblick verließ die Besinnung den Knaben ganz, und er fiel herab.

63. Der Sand-Bläsi

Vor vielen, vielen Jahren war im Fischenthal gut leben; denn die Handweberei verschaffte goldenen Verdienst, und es konnte der Fleißige und Sparsame etwas erübrigen; ein Tag fleißiger Arbeit reichte für den Unterhalt einer Woche aus. In diesen glücklichen Tagen verbreitete sich einst das Gerücht, in fernen Landen habe ein reicher Mann, namens Sand-Bläsi, eine von Wasser getriebene, mechanische Spinnerei erfunden, welche nur mit wenigen Arbeitern in vierzehn Tagen so viel Garn liefere, als die sämtlichen Spinner im Fischenthal in einem ganzen Jahre.

Anfänglich wollte niemand an solch ein Wunder glauben, und als die Fabrikanten wirklich kleinern Spinnerlohn zu bezahlen anfingen, vermuteten viele Spinner, es wäre nichts weiter als eine unter den Einnehmern verabredete Sache, um den Spinnerlohn herunterzudrücken. Aber bald wurde man von der wirklichen Existenz des gefürchteten Sand-Bläsi vollkommen überzeugt. Seine Spinnerei lieferte ungemein feines Garn, wie es keinem Handspinner möglich war und zu weitaus billigeren Preisen, als es bisher zu bekommen gewesen. Woche um Woche verschlimmerte sich der Verdienst der Handspinner, bis es endlich fast unmöglich war, damit das Leben zu fristen.

Die verzweifelten Spinner ließen den Sand-Bläsi bitten, Barmherzigkeit zu üben an den armen Handspinnern und sein mechanisches Geschäft nicht allzusehr zu erweitern, damit sie nicht gänzlich zu Grunde gerichtet würden. Allein der reiche Mann wußte nichts von Mitleid gegen die Armen und er errichtete bald neue, ähnliche Wasserwerke. Jammer und Not der Handspinner wurden noch größer; während viele in ein dumpfes Träumen verfielen, erkannten andere die Grundursache ihres Unglücks in der Habgier des reichen Sand-Bläsi, der wahrscheinlich einen Bund mit dem Teufel gemacht habe. Und manche fluchten dem Sand-Bläsi in gräßlichen Ausdrükken, und zwar zu mehrerer Bekräftigung um Mitternacht an den Kreuzwegen und unter Haselbüschen; in den Sternen lasen sie das schauerliche Verhängnis des Verworfenen und sahen beruhigter in die Zukunft.

An einem Abend, als die Spinnräder in den Lichtstubeten zur Ruhe gestellt waren und die Spinner zu gemeinsamem Gebet auf den Knien lagen, geschah ein seltsames Zeichen: Jede Radscheibe lief von selbst „gyrend“

um den Wendelbaum, worauf es ganz still wurde. Anfänglich hielt es jede Stube für das gewöhnliche „Geisten", wie man es immer hörte in dem Augenblicke, da im Orte jemand starb. Aber als Tags darauf aus allen Spinnstuben des Tales dasselbe berichtet wurde, war man auf etwas Außerordentliches gespannt; es blieb auch nicht aus.

Bald lief das Gerücht durchs Tal, der Sand-Bläsi werde nun seinen Lohn bekommen. Gott selber sei über ihn zu Gericht gesessen und habe zu Recht erkannt, der Sand-Bläsi habe alle seine Reichtümer zu veräußern und dann, so weit der Erlös ausreiche, in den Landen der durch ihn verarmten Spinner herumzufahren, damit jedermann erkenne, der habgierige Sand-Bläsi sei ein Greuel in den Augen des Herrn.

Der Sand-Bläsi war so reich geworden, daß 30 Pferde erforderlich waren, um die große Geldlast fortzubringen. Und ein Wunder war's, daß es ebenso vieler Pferde bedurfte, um seine schmächtige Person zu führen. Auf jedem Pferde mußte ein Fuhrmann sitzen, und es mußte ein ehemaliger armer Spinner sein, sonst kamen die Lasten nicht von der Stelle. Das alles verursachte große Kosten und das Vermögen des Sand-Bläsi erlitt schon in den ersten Tagen seiner Wanderschaft eine starke Verminderung. Während die Geldlasten täglich weniger Pferdekraft erforderten, schwerte der Sand-Bläsi um so mehr. Von seiner Fahrt wurde im Tal oft und abenteuerlich erzählt, und eines Morgens hieß es, er habe ins Baumer-Tal eingelenkt und werde bis etwa am folgenden Abend in Lenzen eintreffen.

Um die Vesperzeit des folgenden Tages war dann endlich das Knallen der Peitschen im Widerhall des Schlößligubels unweit der Grenze von Fischenthal in den Spinnstuben von Lenzen leicht hörbar. Die neugierigen Spinner und Spinnerinnen eilten ihm entgegen; eben fuhr er ins Fischenthal; das war ein Schauen! An einem Wagen zogen sechzig Pferde, und die Last auf demselben war nichts anderes als der Sand-Bläsi, der zum Gerippe verdorrt in einer Ecke zusammengekauert saß. Der Wagen schien wegen der vielen nötig gewordenen Reparaturen aus lauter Eisen zu bestehen. Sand-Bläsis nur noch in wenigen Talern bestehendes Vermögen trug ein ehrlicher Spinner, neben dem Wagen einhergehend, nach. Der Zug bewegte sich sehr langsam, als wäre ein Berg fortzuschleppen; unaufhörlich mußte gemännt und geknallt werden.

Helleuchtend kam der Mond hinterm Waldsberg herauf, als der Sand-Bläsi im Lenzen einfuhr. Immer langsamer ging's; die Pferde dampften vor übermäßiger Anstrengung; um die kleine Summe seines Vermögens wurde noch Futter für dieselben hergeschafft. Der Zug näherte sich jetzt dem Rabengubel (hohe, graue, dünnbebuschte Felsen oberhalb dem Lenzen, links der Töß). Gab dieser von jeher allen, die ihn laut anriefen

ein gar holdseliges Echo und blieb keine Antwort schuldig, so redete er vornehmlich an diesem Abend überaus laut und kräftig. Von Fuß bis Haupt vom Monde beleuchtet, stand er wie ein gespenstiger Riese da, und ihm drohte der Sand-Bläsi fast die Füße abzukarren; das schien Runzeln zu erzeugen auf seiner Stirn. Jetzt, hart an seinem Fuße, stockte der Zug. Schauerlichen Tones kam eine Stimme aus dem Wagen, vor dem sich die Menge der Zuschauer zurückzog und sich am rechten Ufer der Töß, in den Stöcken, postierte.

Abermals und schauerlicher kam die Stimme aus dem Wagen: Der Sand-Bläsi flehte, es möchte die Fuhrmannschaft doch das äußerste versuchen, um die Fahrt fortzusetzen. Mitleidig gehorchte sie; ein Männen, Klatschen und Knarren erhob sich, daß die Felsen bebten; donnernd redete der Rabengubel drein. Die Fahrt blieb im Stocken. Zum drittenmal kam ein flehendes Getöne aus dem Wagen; dann neues Rufen, Knallen und Knarren. Da schüttelte der Rabengubel zornig sein Haupt und schleuderte einen mächtigen Felsblock auf den Sand-Bläsi herunter, unter dem dieser die Augen schloß.

Noch lange nachher glaubte man nachts in den Stöcken einen schwer beladenen Wagen die Töß hinauffahren zu hören; man vernahm ein krachend Getöse wie in den Eingeweiden des Rabengubels und es schien etwas herunterzustürzen und war doch nichts, und alles war wieder mäuschenstill.

64. Das Schloß im Sternenberg

Oberhalb des Höchstocks ist das Schloß Sternenberg gestanden. Von seinen Besitzern ist aber nichts bekannt. Die Kirche Sternenberg wurde nach der Sage 1705 und 1706 aus den Steinen dieses Schlosses erbaut. Der Weg von Juckern an der Töß den Berg hinan bis auf den Höchstock heißt „der Rittweg" und soll nach der Überlieferung von den Rittern des Schlosses Sternenberg gebraucht worden sein.

Unterhalb Höchstock, in einer tiefen, waldigen Schlucht, befindet sich eine Höhle, die Burg- oder Schloßhöhle, vom Volk auch das „Hagheerenloch" genannt. Hier wurden 1770 eine große, starkgebrauchte Kochherdplatte und eine Lampe gefunden. Man glaubt, daß hier Wiedertäufer und Sektierer vor den Verfolgungen der Regierung Zuflucht gesucht haben.

65. Der Pfarrer im Krautgarten

Die Sternenberger hatten einmal einen Pfarrer, der war ein Hexenmeister. Der aß den Kohl so außerordentlich gern, daß er am seinigen nie genug

hatte. Deswegen verwandelte er sich oft in einen Hasen, hüpfte dem Meßmer in den Garten hinein und fraß ihm die besten Kohlköpfe auf. Der Meßmer schoß einmal nach diesem Hasen, aber da zersprang ihm das Gewehr, und er schoß sich dabei an der rechten Hand drei Finger ab.

66a. Der Pfarrer im Sternenberg und sein Kind

Vetter Kaspar erzählte dem zwölfjährigen Jakob Stutz im Frühling 1813 aus dem Sternenberg folgende Geschichte:

Der vorherige Pfarrer sei ein Jäger gewesen und wohne jetzt dort in jenem Haus am Walde auf der Matt in einem kleinen Stübli. Auch seien zwei von dessen Töchtern im Sternenberg verheiratet, die eine habe einen Kohlenbrenner zum Mann und die andere einen Scherer. Der Pfarrer habe aber ganz entsetzlich gewütet und gebalgt, als die Jungfer Tochter gesagt habe, sie wolle den Köhler zum Manne haben, der eben sehr arm, aber ein Jüngling gewesen sei wie Milch und Blut. Deswegen habe ihn die Tochter durchaus haben wollen, und alle Drohungen und Züchtigungen seien umsonst gewesen.

Endlich habe der Pfarrer sich gestellt, als ob er die Verbindung gerne zugeben wolle, und der Köhler habe, wenigstens bei Tage, freien Zutritt ins Haus gehabt, habe sogar den Pfarrer auf die Jagd begleiten dürfen. Da, einmal ausgehenden Frühlings, habe der Pfarrer gesagt, er wolle eine Lustreise mit ihnen machen. Beide haben sich höchlich gefreut und seien dann eines Morgens früh ins Tal hinuntergestiegen, wo eine Kutsche auf sie gewartet habe. Da seien sie fröhlich eingestiegen und lustig weitergefahren, ohne eigentlich bestimmt zu wissen, wohin; der Pfarrer habe nur gesagt, sie reisen nach Deutschland hinaus. Drei Tage seien sie schon gereist und durch viele Städte und Dörfer gekommen. Am Abend des vierten Tages habe sie der Pfarrer in ein hohes Schloß geführt, wo sie von einem Oberst oder General freundlich empfangen worden seien. Beim Schlafengehen habe eine Magd den Köhler hoch hinauf in ein Zimmer geführt. Und dann habe sie leise gesagt, sie müsse ihm aus Mitleiden etwas mitteilen, ihn aber um Gottes und aller Heiligen willen bitten, er solle sie doch nicht verraten; sie wolle ihm hiemit nur sagen, er sei verkauft, sei verkauft unter die Garde des Königs von Preußen, weil er ein großer, wohlgewachsener Bursche sei. Da sei der Köhler fast ohnmächtig geworden, und er habe um des Jüngsten Gerichtes willen angehalten, sie solle ihm und seiner Braut doch zur Flucht verhelfen. Ihm habe sie es endlich versprochen, aber für die Jungfer könne sie nichts tun, denn sie schlafe unten bei einem der Fräulein.

Um Mitternacht habe die Magd ihn durch einen heimlichen Gang aus dem Schlosse geführt. Nun sei er davongelaufen wie ein Leu. Aber kaum sei er eine Stunde weit weggewesen, habe er hinter sich Hunde bellen gehört und gemerkt, daß seine Flucht entdeckt sei und daß man ihn verfolge. Da sei er seitwärts von der Straße ab nach einem Walde gesprungen, sei zu einem tiefen Bach gekommen, hinunter gegangen und habe sich da im Gebüsche bis an den Hals ins Wasser gestellt. Nach wenigen Minuten seien da vier große Spürhunde herangesprungen, dann ein Herr und der Pfarrer selbst, beide zu Pferde. Die Hunde haben mehrmals in das Erlen- und Weidengebüsch hineingebellt und der Pfarrer sei wie rasend hineingeritten. Aber zu allem Glück haben sie den Köhler nicht entdeckt, seien umgekehrt und haben sich nach einer anderen Gegend gewendet. Erst als es Nacht geworden, habe sich der Köhler aus dem Versteck gewagt und sei fortgelaufen bis am Morgen, sei dann auf einem einsamen Bauernhof eingekehrt und habe sich zur Weiterreise gestärkt und gerüstet.

Aber wie wunderbar es habe zugehen müssen! Am achten Tage abends seien, ohne daß eines vom anderen etwas gewußt habe, der Köhler und des Pfarrers Tochter beim mittleren Junkernhaus in Kempten ganz unvermutet wieder zusammengekommen, denn die Jungfer habe sich fast gleichzeitig auch flüchten können. Da seien sie einander um den Hals gefallen und haben geweint, haben sich dann aufgemacht, den Bergen zu, seien zu einer Base des Köhlers, einer armen Witfrau im Äberliswald, einem ganz einsamen Haus ob dem Kohltobel, gegangen und haben um Gottes willen angehalten, sie soll sie auch in ihrem Haus verbergen, damit sie vor den Nachstellungen des Pfarrers sicher wären.

Die Frau habe sich ihrer erbarmt und beide aufgenommen. Der Pfarrer sei indessen auch wieder nach Hause gekommen, habe den Vater des Köhlers ins Pfarrhaus beschieden und denselben bei Gott und Gewissen angefragt, ob er nichts von seinem Sohne wisse. Der Vater habe hoch und teuer bezeugt, er wisse, so Gott lebe, nichts von ihm, als daß er mit dem Herrn Pfarrer eine Lustreise gemacht habe. Auf das hin habe ihn der Pfarrer entlassen. Aber nach etlichen Tagen sei die Witfrau eines Morgens totenbleich in die Stube getreten und habe gejammert: „Um Gottes willen, verberget, rettet euch, der Pfarrer kommt mit seinem Knecht den Berg herunter und schlägt den Weg nach unserer Hütte ein. Sehet, er trägt sein Jagdrohr an der Schulter. Jesus, wenn ihr verraten wäret!“ Alle drei seien in Furcht und Angst geraten und die Frau habe sie nicht anders zu verbergen gewußt, als daß sie hurtig einige Bretter vom Tennboden weggehoben und sie geheißen, hinunter zu steigen. Dann habe sie weidlich wieder zugedeckt und einige Reiswellen darüber hingelegt.

Richtig sei der Pfarrer gekommen und habe die Frau furchtbar angeschnauzt, sie müsse ihm auf der Stelle seine Tochter herausgeben, oder er schieße sie sogleich nieder. Die Frau habe gezittert und geschworen, sie wisse nichts von des Herrn Pfarrers Tochter. Aber das Leben sei ihr doch auch lieb gewesen, sie habe endlich die Verborgenen entdecken müssen. Der Knecht habe die Bretter weggehoben, und gleich habe der Pfarrer gezielt, um den Köhler niederzuschießen. In diesem Augenblick aber sei die Witfrau zugesprungen, habe dem Pfarrer das Rohr aus der Hand gerissen und gerufen, er solle sie umbringen, dem Köhler und der Jungfer lasse sie nichts geschehen. Im nämlichen Augenblick aber seien die Liebenden dem erzürnten Vater zu Füßen gefallen, haben ihn mit heißen Tränen und um des Jüngsten Gerichtes willen gebeten, er möchte einmal aufhören, sie zu verfolgen. Gott habe sie zusammengeführt, und darum solle er sie nicht scheiden.

Da sei dem Pfarrer sein Herz so weich geworden wie Wachs, er habe sich zu den Bittenden niedergebeugt, sie an seine Brust gezogen und geweint wie ein Kind, habe nur ein paar Worte sagen können: „Kinder, jetzt ist's genug!" Dann habe er beide nach Hause geführt und nach vierzehn Tagen ihnen die Hochzeit verkündet.

Nicht weit vom Hörnli, in einer tiefen Schlucht, in einem niedrigen Schindelhäuslein mußte die vornehme Pfarrerstochter daheim sein. Es hat ihr dort nicht lange behagt. Denn da mußte sie statt Suppe und Fleisch nur Erdäpfel und Mehlbrühe essen, täglich dreimal, mußte Baumwolle spinnen wie andere arme Weiber und durfte nicht spazieren gehen. Es habe sich recht komisch ausgenommen, wenn sie so in einem feinen Damastkleid, einer weißen Haube und spitzigen Schuhen beim Spinnrad gesessen sei und ungeschickt gesponnen habe.

66b. Das Edelfräulein als Köhlersfrau

Die Köhlersleute, von denen in der vorhergehenden Geschichte die Rede ist, hatten Kinder. Nach vielen Jahren hat ihr ältester Sohn, der ein gar hübscher Jüngling und auch Kohlenbrenner gewesen, fast das gleiche Schicksal erlebt wie sein Vater. Er brannte einmal beim Schloß Breitenlandenberg Kohlen — und da habe er des Schloßherrn, der ein Junker Werdmüller gewesen sei, einzige Tochter zur Frau bekommen. Die mußte auch in den Sternenberg ziehen, Erdäpfel und Mehlbrühe essen und sich in einem Damastkleid fast zutode spinnen. Aber der Sohn war mit einer solchen Frau so wenig glücklich als der Vater mit der Pfarrerstochter. Die ganze Haushaltung war und blieb mausarm.

67. Die Muetiseel

Großer Gott, wie gab es doch seinerzeit im Sternenberg Gespenster: Kläuse, Mehlfrauen, Eselsköpfe, Zeusler und gar manche Muetiseel. Einmal hörte ein Mann eine solche daherfahren und warf dem bösen Geist einen Schiebkarren in den Weg. Als der Geist vorbei war, fand der Bauer den Karren in tausend kleine Stücklein zersplittert.

* * *

In der Berggaß bei Hittnau hauste eine Muetiseel. Bei Neumond fuhr sie mit fürchterlichem Gerassel den Berg herunter, und jedesmal hörte man eine Stimme, welche rief: „Drei Furchen aus dem Weg!" Wer ihr dann nicht entfliehen konnte, wurde zu tausend kleinen Stücken zerschnitten und zerhauen.

* * *

In der Strahlegg-Fischenthal hört man die Muetiseel durch den Wald keuchen.

68. Das Hexenbüchlein

Einst, als die Scheidegg, eine schön gelegene Alp, in deren Nähe die Töß entspringt, noch dem Kloster Rüti gehörte, fiel zu ungewöhnlich früher Zeit ein gewaltiger Schnee.

Weil nun des Klosters Schafhirte, der auf der Alp dreihundert Schafe sömmerte, nicht zurückkehrte, machten sich die Leute, die Schlimmes ahnten, auf, um nach ihm auszusehen. Sie fanden auch bald auf der Weid erst die erfrorenen Schafe und in der Alphütte den noch lebenden, abgemagerten Hund. Vom Hirten aber konnten sie keine Spur entdecken.

Lange suchten sie nach ihm und entdeckten ihn endlich erfroren in einer grausigen Schlucht. So trugen sie ihn denn in seine Alphütte, und drei Männer blieben bei ihm als Totenwache zurück. Einer der Wächter nun, ein junger Mann, der Vinzenzenbub genannt, sah auf einem Gestell in der Hüttenstube ein Büchlein liegen. Er nahms neugierig zuhanden und erkannte bald, daß er ein Hexenbüchlein gefunden hatte. Das war ihm hochwillkommen, denn schon oft hatte er gehört, daß in solchen Büchern vielerlei Zaubermittel für alles Mögliche und Unmögliche angegeben seien. Und da er ein Erzwilderer war und hinterrücks der Obrigkeit schon manches feiste Wildböcklein abgeschossen und nächtlicherweise heimgeschleift hatte,

dachte er, vielleicht ließe sich in dem Büchlein auch ein gutes Mittel für unfehlbare Schüsse finden.

Kaum waren seine zwei Gespanen eingeschlafen, steckte er das Büchlein ins Wams und vermochte vor Ungeduld kaum den Morgen zu erwarten. Als es dann endlich tagte, half er den zwei andern mit großer Mühsal die Leiche zu Tal schaffen. Kaum aber ruhte sie in der kühlen Erde, verzog er sich heim in sein schön gelegenes Dörflein Oberholz ob Wald, wo er mit seinem Knäblein ein unscheinbares Häuschen bewohnte.

Da setzte er sich in seine Kammer und las das Hexenbüchlein schier andächtig durch. Und nach langem fand er auch richtig eine Anweisung über das Gießen von immer treffenden Kugeln. Diese besagte, daß man das Blei genau zur zwölften Nachtstunde im Schädel eines Selbstmörders gießen müsse, und daß der Schütze mit also hergestellten Kugeln bestimmt treffe, auf was immer er anschlage. Doch dürfe er ja nur einmal ansetzen, denn wenn er den Schuß nicht sofort abgebe, sondern noch ein zweites Mal ansetze und ziele, treffe die Kugel das, was ihm das Liebste auf der Welt sei.

Hocherfreut steckte er das Hexenbüchlein wieder zu sich. Aber in einer der folgenden Nächte machte er sich in ein Tobel, in dem er den Schädel eines Selbstmörders wußte. Und als es nun von fernher Zwölfe schlug, goß er beim Scheine des Vollmondes in der gespenstigen Schlucht zwölf Kugeln. Dann packte ihn das Grauen. Schleunigst begab er sich wieder in sein Dörflein zurück.

Aber in der folgenden Nacht brach er auf und schlich sich, die zwölf Kugeln im Wams, aus seinem friedlich schlummernden Dörflein Oberholz fort. Abseits von allen Häusern machte er sich durchs liebliche Goldingertal, dem jetzt der Vollmond ein wunderlich fremdes Aussehen gab. Oft schreckte er auf, denn er meinte, es laufe etwas neben ihm her, aber es war immer nur sein Schatten.

Endlich gelangte er an die Kreuzegg, wo er sich auf den Anstand stellte. Aber lange wollte sich nichts zeigen. Nicht nur die Menschen, auch das Wild schien bis auf das letzte nachtwandelnde Igelchen eingeschlafen. Schon wollte er mißmutig werden, da kam über die mondhelle Weid von der Kreuzegg herab ein prächtiger Rehbock. Flugs setzte er die Flinte, an und zielte.

Da war irgendwo im Gebüsch ein Rascheln. Einen Augenblick nur hielt er lauschend inne. Dann setzte er wieder an, zielte, und donnernd ging der Schuß durch Berg und Tal. Aber unter dem Dröhnen des Schusses hatte er einen fürchterlichen Aufschrei gehört, der ihm bis ins innerste Herz hineinging. Und als er nun aufsprang, sah er gerade noch, wie der stattliche Rehbock über die Weiden davonstürmte. Zitternd schaute er ihm nach.

Dann aber ging er mit unsicheren Schritten ins nahe Gestäude, aus dem, wie ihn gedünkt hatte, der unerklärliche, angstvolle Schrei gekommen war. Und wie er nun die Zweige eines wilden Holunderstrauches auseinanderdrängte, sprang ihn, wie ein Luchs, das Entsetzen an und zerfleischte ihm das Herz. Vor ihm im Farnkraut lag sein eigenes Büblein und starrte ihn vorwurfsvoll mit brechenden Augen an.

Er warf sich zu ihm nieder, riß ihm das Gewand auf, und nun sah er, daß es eine Kugel mitten ins Herz getroffen hatte. Und jetzt schloß es seine Augen für immer.

Aufheulend, kreischend, brüllend vor Verzweiflung stürzte er sich über sein Knäblein. Aber was er auch tat, und wie er auch tat, es ward immer bleicher, und der Vollmond breitete seine zitternden weißen Schleier über ein reines Kinderangesicht aus.

Als es Tag werden wollte, nahm der Jagdfrevler den toten Knaben und trug ihn zu einer großen Buche, unter der er ihn begrub. Darnach kam die Verzweiflung völlig über ihn wie hundert Geier. Und sie schleppte und schleifte ihn fort in alle Welt hinaus. Nie hat man von ihm jemals wieder gehört.

Lange Zeit nachher kam einmal ein Holzhacker in jene Gegend, wo der Schuß gefallen war. Da fand er an der Stelle, in der das tote Knäblein begraben lag, eine große, rote Distel. Er versuchte, sie auszureißen. Aber wie er auch zog und zerrte, er brachte sie nicht heraus. Es war, als hielte sie sich mit tausend Wurzeln bis in die Hölle hinunter fest. Und als er nun die dabeistehende Buche fällen wollte, sprang die Axt immer wieder wie von einem Stein zurück.

Das alles verbreitete sich in der Gegend. Man nannte die unheimliche Buche die Blutbuche, und niemand getraute sich mehr in ihre Nähe.

69. Christelis Höhle

Es war in der Franzosenzeit, anno 1799. Franzosen und Russen kämpften miteinander in der Linthebene, und die Leute im Gebirge oben schauten dem Getümmel vom Welschenberg herab zu.

Eines Morgens hatte sich ein verwundeter Offizier im Bergland verirrt. Vor dem Hause im Schindelberg war er kraftlos zusammengesunken. Die Familie Hofer, welche da haushablich war, pflegte den Soldaten, der sich Christen nannte. Aber ein mißgünstiger Hirte verriet ihn beim helvetischen Kommando, und die Landjäger sollten ihn holen. Hofers kamen aber den Verfolgern zuvor. Sie verbargen den Verwundeten in jener Höhle in der

Neurüti, die Heinrich Reiser, Zitmachers, in der Strahlegg sonst als Heuschopf benützte. Aber als die Späher dem Offizier wieder auf der Spur waren, verbrachten ihn Hofers in die Höhle im Schmidwaldsgubel. Später konnte er in seine Heimat entkommen. Seit jener Zeit aber heißt die Höhle in der Neurüti „Christelis Höhle".

70. Von Goldlöchern

Es war vor langen Jahren, als im Goldingertal zwei junge, krausköpfige, welschparlierende Burschen erschienen. Groß und klein spähte nach ihnen, die Bauern durch die Astlöcher im Tenntürli und das Weibervolk hinter den Umhängen hervor.

Das Treiben der beiden nahm sich gar sonderbar aus. Sie stiegen in jedes Bächlein hinab, um im Geröll zu stochern. Sie klopften mit ihren Hämmern an allen Felsen, und wo sie etwas Glänzendes im Gestein erhaschen mochten, steckten sie es in einen ledernen Sack. Nach einiger Zeit hatten die Leute herausgebracht, daß die beiden Fremden, Venediger nannte man sie, Gold suchten. Ob sie welches gefunden, weiß man nicht.

Zu jenen Zeiten soll es üblich gewesen sein, das Vieh auf den Weiden mit Steinen zu treiben. Das beobachteten auch die Welschen. Kopfschüttelnd meinten sie zu den Hirten, wenn sie wüßten, was für Steine sie da herumwürfen, so würden sie dieselben nicht den Kühen nachwerfen.

Am Abhang der Kreuzegg, da wo jetzt das Steingewirr des abgebrochenen Berges liegt, gruben die Venediger eine mächtige Höhle. An den Wänden und am Boden kratzten sie den Sand ab und trugen ihn in Säcken fort. Ihr Quartier hatten sie in Jöslis Haus bezogen. Das ist heute die Wirtschaft zur Sonne in Hintergoldingen. Obschon sie dort mit verschiedenen Einheimischen zusammenkamen, ließen sie kein Wort vom Gold verlauten. Wochen und Monate wühlten sie in der Erde. Sie gruben so lange, bis am 28. Brachmonat 1757 die Höhle und der ganze Berg zusammenfielen. Seither heißt er der „abproche Berg".

Aber die Venediger wurden noch nicht kopfscheu. Am Dägelsberg begannen sie eine neue Höhle auszugraben. Auch da arbeiteten sie mit großem Fleiß, ja sie gruben so tief in den Fels hinunter, daß dem Brunnen in der Hübschegg das Wasser abgegraben wurde. Am Sonntag stiegen die Goldsucher ins Fischenthal hinunter, wo sie jeweilen in der „Blume" eins auf den Zahn nahmen, wie der Vater des hier aufgewachsenen Anselm Rüegg erzählte.

Von den Venedigern weiß der Volksmund noch allerlei Geschichten zu erzählen. Der eine von ihnen war ein besonders hübscher Bursche mit dunk-

len Augen und schwarzem Kraushaar. Von dem träumten bereits alle Mädchen rund um den Tößstock herum, ganz anders als sie jeweilen von den Fischenthaler-, Sternenberger- oder Walderburschen träumten. Und es dauerte wirklich nicht lange, bis er eine am Bändel hatte, ein hübsches Bauernkind aus dem Oberholz. Die Oberholzer Burschen freuten sich über diesen Vorstoß in ihre Rechte nicht, aber sie trösteten sich damit, daß er einen rechten Anstand zahle, wenn schon einer den ganzen Tag mit Gold zu tun habe. Aber der Fremde wußte vom Anstand nichts, nicht einen Batzen klaubte er aus seiner Blater heraus. Im Gegenteil, er begann zu welschen wie besessen, er sei niemandem etwas schuldig. „Was?" brüllten ihn die Burschen an, „nichts schuldig?" Und sie schüttelten ihre Fäuste unter seiner Nase. „Den Anstand bist du uns schuldig, wie jedermann, der von auswärts zu unseren Mädchen z Liecht geht. Das ist Brauch, und wer sich dem nicht unterzieht, kann seine blauen Wunder erleben!" Der Goldgräber begann schrecklich aufzubegehren, er habe seinen Schatz nicht gekauft und brauche ihn nicht zu zahlen. Da verprügelten ihn die Oberhölzler erbärmlich, und während die einen ihm die verschiedenen Punkte seines Sündenregisters vorhielten, gerbten die andern ihm das Fell. Von Stund an sah man den Venediger nicht mehr. Wahrscheinlich lief er spornstreichs nach Hause, um seiner Mutter von seiner blonden Geliebten und den barbarischen Bräuchen in unserem Land zu erzählen.

Vom andern Venediger wußte der alt Schulmeister Anselm Oberholzer im Oberholz auch eine Geschichte zu erzählen.

Als die Venediger im Berg oben nach Gold gruben, kam einst einer am Abend zur Essenszeit ins Oberholz herunter und fragte ums Übernachten beim Sonnenwiesbauer. Der Bauer ließ ihn nur ungern herein, denn man kannte die fremden Vögel zu wenig — oder zu gut. Als es dann ans Essen ging, ließ ihn die Bäuerin merken, daß man zuwenig Milch habe. Da lachte der Welsche und sagte, dem sei leicht abzuhelfen. Er deutete dem Hausvater, mit ihm vors Haus zu kommen und einen Melkkübel mitzunehmen. Im Schopf draußen nahm er das Hagmesser und schlug es hinten in den Sägebock hinein. Sodann holte er den Melkstuhl, nahm den Kübel zwischen die Beine und begann aus dem Messerheft die beste Milch herauszumelken. Dem Sonnenwiesler kam die Sache nicht ganz geheuer vor, aber der Welsche beruhigte ihn, er solle nur zufrieden sein, die Milch komme von den Kühen auf der Scheidegg drüben.

Als der Vater Oberholzer die Geschichte von der ferngemolkenen Milch in der Wirtschaft erzählte, fanden die Oberhölzler, man habe jetzt von den Venedigern genug gehört und erlebt: Da kamen sie, machten das Weibervolk närrisch, gruben das Wasser vom Hübscheggbrunnen ab, ließen einen

Berg einstürzen, zauberten und hexten; nein, so etwas konnte man nicht anstehen lassen.

Eines schönen Morgens kam der Landvogt mit seinen Knechten und suchte den Goldgräber und Zauberkünstler, und da fand er auch den andern noch, der den Anstand nicht bezahlt hatte. Der war also doch nicht über die Berge davon. Der Landvogt machte keine Umstände und nahm die Herrschaften mit nach Zürich. Dort machte man ihnen den Prozeß, weil ja die Schatzgräberei verboten war. Was bei dem Prozesse herausschaute, weiß man nicht, aber das weiß man, daß die Venediger versprachen, den Herren Räten aus ihrem Golde eine Kette herzustellen, welche um die ganze Stadt Zürich herumreiche, sofern man sie frei lasse. Dieses großmäulige Versprechen trug ihnen aber nichts ein.

Später wühlte auch ein Heidegger von Zürich im Goldloch am Dägelsberg. Zimmermann Hansheiris Großvater in der Vorderschüür mußte ihm jeweilen die Spitzeisen nach Wald hinuntertragen, wenn sie nachgeschliffen werden mußten. Er erzählte, daß er dann immer über die Bachscheide und die Wolfsgrub gegangen sei, weil das der nächste Weg war.

Als das Goldloch längst verlassen war, bemächtigte sich seiner der Teufel. Die Leute mieden die Gegend, wo ein Loch gerade hinunter zur Hölle führte. Joggelis Hansruedi, der Schwefelholzkrämer, wußte davon auch noch eine Geschichte zu erzählen, daß einem die Haare zu Berge standen und man sich nicht mehr getraute, die Füße unter den Stuhl zu halten.

Als Hansruedi noch ein junger, kräftiger Bursche war, mußte er einst hinten im Baurenboden ein Kalb holen. Wie er auf dem Weg war, brach ein Unwetter los, und der Bursche wußte nichts Besseres, als in das nicht weit entfernte Goldloch hinaufzurennen, um unterzustehen. Aber als er dort im Eingang stand und das Wetter von seinem trockenen Plätzchen aus betrachtete, stieg etwas durch die Leiter aus dem Loche herauf, und ehe sich's Hansruedi versah, hatte sich der Teufel hinter ihm aufgepflanzt. Unser Hansruedi war sonst ein unerschrockener Kerl und nicht von Gfürchigen, aber als der andere so sprungbereit hinten in der Höhle stand, die Geißfüße in den Boden stemmte und mit dem Munischwanze wedelte, da war es ihm nicht mehr ganz wohl. Auf einmal stürzte der Schwarze auf ihn los, und Hansruedi nahm Reißaus. Was die Füße mochten, rannte er durch Dornen und Gestrüpp auf das Schnebelhornwirtshaus zu. Aber der Teufel mochte ihn mit seinem Bratspieß erreichen und konnte ihm damit einen Stich ins linke Bein versetzen. Zerfetzt und zerschunden langte er im Bergwirtshause an und ließ sich, mehr tot als lebendig, auf die erstbeste Bank niederfallen. Seine Haare waren vor Schrecken in dieser kurzen Zeit erbleicht und für seiner Lebtag grau geworden, und sein linkes Bein blieb für immer lahm.

71. Die Bälzerin

Der Sonnenwiesbauer holzte einst im Tößstocktobel hinten. Da sein Arbeitsplatz ziemlich weit von zu Hause weg war, ließ er sich durch seinen Buben das Mittagessen bringen. Am Wege zu diesem Tobel stand zu jener Zeit eine Hütte, in welcher ein altes Weib hauste, das man die Bälzerin nannte. Sie war als Hexe verschrien und gefürchtet.

„Wohin willst du?" fragte die Hexe das Büblein. „Ihr seht es ja!" gab es zur Antwort und dachte, es gehe die Alte nichts an. Diese nicht gerade höfliche Antwort ärgerte die Hexe, und sie wollte dafür dem Kerlchen eins auswischen. Als es in das einsame Tößtobel kam, so überraschte es ein starker Regenguß, obschon kein Wölklein den Himmel trübte.

Bald darauf erreichte das Bürschchen tropfnaß den Vater, der sich erst die Augen ausreiben mußte, um recht zu sehen. Über den Umstand befragt, erzählte das Söhnchen, wie die Bälzerin es ausgefragt, und was es geantwortet habe. „Ach so!" sagte der Vater, „aber wart nur, wir wollen der Hexe dafür tun!" Er hieß das Knäblein in der Pooalp oben eine Maß Milch zu holen. Unterdessen schnitt er drei gleichlange und gleichdicke Haselstecken. Er setzte die Milch über das Feuer und rührte mit den drei Stecken drin herum, solange, bis die Milch anfing anzubrennen.

Auf einmal kam durch das Holz die Bälzerin dahergeschnauft und flehte den Vater Oberholzer in den höchsten Tönen an, mit Rühren aufzuhören, da sie sonst elend umkommen müsse. Dieser lächelte zuerst ein wenig, denn er hatte im Umgang mit Venedigern und andern Schwarzkünstlern allerlei erfahren und gelernt. Er rührte, um der Hexe zu zeigen, wer der stärkere sei, noch ein paarmal in der Pfanne herum, daß es der Alten wind und weh wurde und ihr der Angstschweiß in erbsengroßen Tropfen am Leib herunterlief. „Gelt, du alte Hexe!", sagte er dann zornig, „dich hab ich erwischt! Du brauchst nicht anderen Leuten zuleidwerken. Und daß du daran denkst, mußt du jetzt noch einen rechten Stüber haben!" Sprachs und salbte ihr den Buckel mit den drei Haselstecken.

72. Die Zeusler im Raad

Noch sind es nicht manche Jahrzehnte her, daß man im Hofe Raad bei Wald Feuerflammen bemerkte, die sich in der Nähe gewisser Grenzsteine herumbewegten. Man nannte diese Erscheinungen „Zeusler" und behauptete, es seien die Seelen unredlich Verstorbener, nämlich von solchen, die Marchen versetzt haben.

73. Fahrende Schüler

nannte man jene Feuerflammen, in die man „ungsinnet" hineinlief. Einem, dem das um 1900 zweimal selber passierte, erklärte: „Plötzlich steht man in einem solchen Feuer; dann kann man nicht mehr reden, und es macht einem verflixt heiß. Wenn das Feuer nachgibt, geht es ‚obsi' und fährt in den Himmel."

74. Von der zürcherischen Landesgrenze im Oberholz

Es ist recht merkwürdig, daß die Grenzmarkierungen an der zürcherisch-sanktgallischen Grenze nicht immer die gleichen waren, und daß in früheren Zeiten oft darum gestritten wurde. Daß eine Grenzänderung auch einmal durch höhere Gewalt herbeigeführt werden konnte, beweist die nachfolgende Geschichte.

Vor altem gehörte das Niederholz bei Wald zum Weiler Oberholz. Und das Oberholz gehörte mit Steuer und Brauch nach Goldingen, mit Braut und Bahr aber nach Eschenbach. Damals hießen noch alle Einwohner Oberholzer und stammten alle von einem Stammvater ab.

Da geschah es in einer Pestzeit, daß im Oberholz alle Leute ausstarben, bis auf einen Mann. Und weil nun niemand mehr da war, der zur Messe in der Kapelle das Glöcklein läutete, mußte es dieser letzte tun. Aber auch aus dem Niederholz kamen immer weniger Leute, und nach ein paar Tagen kam nur noch einer, der auch Oberholzer hieß. Da beratschlagten die beiden Oberholzer, welche die letzten Überlebenden waren, ob sie ihre Heimat verlassen, oder ob sie in ihren verödeten Weilern bleiben sollten. Schließlich wurden sie rätig, zu Hause zu bleiben. Aber weil im Oberholz kein Gottesdienst mehr gehalten werden konnte, beschlossen sie, daß jeder zur Mittagszeit auf eine Anhöhe steigen solle, und woher er läuten höre, dort solle er Kirchgenosse werden.

Der Oberholzer von Oberholz stieg gegen die Mittagszeit in die Stöck hinauf und hörte dort die Glocken von Eschenbach. Daher blieb er dort kirchgenössig. Der Oberholzer von Niederholz jedoch hörte das Geläute von Wald. Seither ging er dort zur Kirche. Wald war aber damals schon reformiert. Drum wurde das Niederholz vom Oberholz abgetrennt. Seither ist das Niederholz zürcherisch und reformiert.

75. Der Grenzstreit am Tößstock

In alten Zeiten stießen auf dem Tößstock die Grenzen der Herrschaften Grüningen und Uznach zusammen. Grüningen war zürcherisch und Uznach war ein Schutzgebiet der Schwyzer und Glarner.

Da man in alten Zeiten nicht immer ganz genau marchte, geschah es ab und zu, daß man sich über die Grenzlinien stritt. Zu dem kam es auch einmal zwischen Zürich und den Schirmorten von Uznach. Da fiel einem einheimischen Zeugen ein, daß in der Nähe des Tößstockes ein alter Hirte lebte, der den genauen Grenzpunkt kenne. Da der alte Mann nicht mehr gehen konnte, trug man ihn an den Ort, den der Alte angab. Er sagte, es müsse auf der Grenze eine alte Buche stehen, und dieser sei zum Zeichen der Grenze ein eisernes Kreuz aufgenagelt. Die Männer suchten lange. Endlich fanden sie eine Buche mit seltsamen Höckern, und als sie mit dem Beile diese Buckel wegsprengten, kam das eiserne Kreuz zum Vorschein. Seit der Zeit, da der Baum als Grenz- oder Lorchbaum gezeichet worden war, hatte die Rinde das Kreuz vollkommen umwachsen. Darum wußte man die Grenzscheide nicht mehr sicher. Nun war der Streit beendet; Schwyz und Glarus hatten gewonnen.

76. Der Hagheer auf dem Farner

In der Gegend von Wald lebte vor vielen Jahrhunderten ein strenger und hartherziger Ritter. Wie alle Gewaltmenschen traute er niemandem und wußte sich nirgends sicher genug geborgen. Darum wollte er fern von den Menschen eine starke Burg bauen, die kein Mensch einzunehmen imstande wäre. Als Bauplatz wählte er den Farner, einen hohen Hügel zwischen dem Goldingertal und dem Schmittenbach. All sein Volk mußte erscheinen und harten Frondienst leisten. Schon lag das Bauholz bereit, und der geschickteste Zimmermann mußte auf den Platz.

Jeden Tag erschien der Ritter oder Hagheer, wie man ihn beim Volke nannte, auf der Baustelle, um den Fortgang der Arbeiten zu beaufsichtigen. Einst, als der Herr seine Runde wieder ausführte, traf er den Zimmermann gerade dabei, als er sein Beil wetzte. Der Hagheer, gutgelaunt darüber, daß sein Burgbau rasche Fortschritte gemacht hatte, trat auf den Handwerksmann zu und begann seine Arbeit zu rühmen. Darob erstaunte dieser scheinbar so, daß er den Wetzstein fallen ließ. Schnell bückte er sich darnach, fuhr aber mit einem Schmerzensschrei wieder auf, weil ihn der Hexenschuß getroffen habe. Nichtsahnend wollte der über den fleißigen Zimmermann

erfreute Ritter den Stein aufheben. Aber wie sich der Hagheer zu Boden bückte, zog der andere sein Beil auf und schlug dem verhaßten Zwingherrn mit gewaltigem Streich den Kopf ab. Niemand trauerte ihm eine Träne nach.

77. Der Mondmilchgubel

Zu Vater Oberholzer in der Sonnenwies im Oberholz kam einmal bei eintretender Nacht ein Venedigermännchen und sagte, es habe in seinem Zauberbuch gelesen, daß es hinten an der Töß einen Felsen gebe, der mit einer eisernen Türe verschlossen sei. Hinter dieser Türe liege ein Schatz vergraben. Oberholzer schaute sich das Männchen eine Weile an und antwortete ihm, er kenne den Felsen wohl, das sei der Mondmilchgubel. Der Schatzgräber bat hierauf den Sonnenwiesler, er möge ihm den Weg dorthin zeigen, es solle nicht sein Schaden sein. Nachts um zwölf Uhr sollte er dort sein. Oberholzer bedachte sich nicht lange, denn er litt an Schätzen keinen Überfluß.

Auf den Schlag der Mitternachtsstunde standen die beiden vor der eisernen Türe. Der Venediger deutete dem Begleiter, er solle von jetzt an den Mund halten, was auch geschehen möge. Dann klopfte er dreimal an die Pforte, welche jetzt leise ächzend aufging. Eine wunderschöne, weißgekleidete Frau stand im Eingang. Sie winkte den beiden, ihr zu folgen. Bei einer schwarzen Eisentruhe hielten sie an. Auf dem Deckel hockte ein scheußlicher schwarzer Pudel. Den jagte die weiße Frau weg, und der Deckel sprang von selber auf. Und was sahen da die beiden? Die ganze Truhe lag voller Goldstücke!

Mit großer Eile füllte der Venediger seinen Sack, und kaum hatte er ihn vollgestopft, so schnappte der Deckel wieder zu. Auch der Hund setzte sich wieder darauf. Während dieser Zeit mußte der Bauer immer nur die schöne Frau ansehen; ihr liebes Angesicht rührte ihn so, daß er kein Auge abwenden konnte. Aber als der Venediger seine Sache beisammen hatte, führte die Frau ihren mitternächtlichen Besuch wieder vor die Türe, und plötzlich standen sie wieder im Freien. Die Türe schnappte zu, und der Sonnenwiesler konnte am leeren Daumen saugen.

78. Die Hexenfamilie

Der Großvater des Jakob Senn im Leimenacher im Fischenthal hatte sein Stammhaus mehrere Jahrzehnte einer Familie vermietet, von der man sagte,

sie könne mehr als Brot essen. Man hieß sie geradezu die Hexenfamilie. Sie bestand aus Vater, Mutter und vier wunderhübschen Töchtern. Hans Senn, ein Onkel des besagten Jakob Senn, verliebte sich in Margritli, eine der Hexen. Die Eltern aber verboten dem Hans den Verkehr mit den Hexenleuten und das Betreten jenes Hauses und begründeten dies mit den Worten: Die Hexen sind nach Männern höchst begierig, weil sie nur dann selig sterben können, wenn sie im Ehestand Mutter geworden sind, und wenn sie womöglich ihren letzten Atemzug in des Mannes Mund aushauchen können.

Hans aber konnte nicht aufhören, die Hexe zu lieben, und weil er sie nicht gern haben durfte vor den Eltern, so tat er's heimlich. Aber er kriegte den Lohn für seinen Ungehorsam. Er bekam die Schwindsucht und starb.

Der obgenannte Großvater hätte gerne die Hexenfamilie aus seinem Hause gehabt, wagte es aber nicht, sie zu vertreiben. Er versprach aber einem jungen, kräftigen Nachbarn, das Haus ein Jahr lang zinslos bewohnen zu dürfen, wenn er das Hexenvolk aus dem Hause brächte. Der Nachbar säuberte richtig das Haus, aber die älteste Hexenjungfrau, welche er gewaltsam hinausstieß, sagte ihm lächelnd unter der Türe: „Kaspar, es kann dir im weiten Haus noch zu eng werden!" Tatsächlich starb dieser Kaspar einige Jahre darauf an Engbrüstigkeit.

79. Susannenhöhle

Vom Burgbühl oberhalb des Weilers Steg schaut von einem Felsgrat in der Schlucht die Susannenhöhle herab. Darin sitzt ein schönes Burgfräulein gefangen, weil sie wegen Treubruch sich den ewigen Zorn des Burgherrn zugezogen hat.

80. Das Rotwasser

Zu einer Zeit lebten im Oberholz zwei Brüder der Familie Oberholzer. Der jüngere hielt es mehr mit den Reformierten, der ältere blieb beim alten Glauben. Aber beide gingen immer noch nach Eschenbach zur Messe. Ihr Kirchweg führte sie über Hittenberg, an der Kapelle in Ober-Laupen vorbei und über Diemberg.

Eines Sonntags, als die beiden wieder nach Eschenbach unterwegs waren, sagte der jüngere zum älteren Bruder: „Du, heute gehe ich dahin zur Kirche, woher ich zuerst läuten höre!" Das sprach er da, wo die Straße nach Eschenbach diejenige von Diezikon nach Wald kreuzt. Und wie er es ausgesprochen

hatte, begannen die Walder Glocken zu klingen. „Sei kein Narr!" antwortete der andere, „und fange nichts Neues an zu glauben!" Aber der jüngere bog ab nach Wald, und der ältere wollte ihn zurückholen. Dem widersetzte sich der erstere, und sie bekamen Streit. Ja, sie traktierten einander so, daß das Bächlein, das dort vorbeifließt, rot wurde vom vergossenen Blute. Seither heißt jene Gegend „im Rotwasser", und der Name ging auch auf das Haus über, das dort an der Straße steht.

81. Der Galliquell

Der heilige Gallus reiste einst an den Bodensee hinaus. Auf dem langen Wege hatte er großen Durst bekommen, und er wollte ihn an einem Brunnen in Tuggen löschen. Aber das Tuggener Wasser schmeckte ihm nicht, und er pilgerte durstig weiter über Berg und Tal. In der Nähe des Örtchens Güntisberg sah er auf einmal eine Quelle silberhell aus dem Boden springen. Der Heilige bückte sich zu dem Wasser hernieder, und da es sauber und kühl war, tat er sich gütlich daran. Zum Danke segnete er den Quell, weswegen er bis auf den heutigen Tag Galliquell heißt.

Das Wasser besaß seither Wunder- und Heilkraft. Es heilte Aussätzige, wenn sie sich damit wuschen und wenn sie davon tranken. Auch noch in der neueren Zeit wurde es gerne gebraucht gegen allerlei Ausschläge. Anno 1934 wurde die Quelle gefaßt für die Wasserversorgung Mettlen-Güntisberg.

82. Der schwarze Tod zu Uster

In Uster ging einmal der schwarze Tod um. Man stellte sich ihn vor als schwarzen Rauch. Als er einige Zeit lang nicht mehr auftrat, sagte man, er sei im „Talacher" in ein „Kopfhüüsli" gebannt worden. Eine neugierige Hausbewohnerin öffnete aber das Türlein, der Tod brach aus und ging mit neuer Gewalt um. Also geschehen Anno 1668.

Damals beschränkte sich das Seuchengebiet auf die Gemeinden Uster, Goßau und Wildberg. Deswegen nannte man jenen Pestzug den Ustertod.

83. Das seltsame Buch

Es soll in einer Ortschaft des Oberlandes gewesen sein, daß der Hausvater zur Kirche ging und die Kinder allein zu Hause ließ. Während seiner

Abwesenheit durchsuchten diese das ganze Haus. Sie kamen auch auf die Oberdiele und fanden in einer Ecke ein Buch. Sie nahmen es herunter und begannen darin zu lesen. Kaum hatten sie einige Worte gelesen, als es im ganzen Haus zu krachen anfing, vom Keller bis zum Dach hinauf. Der Vater hatte in der Kirche etwas gemerkt, eilte schnell nach Hause und verbrannte das Buch.

84. Der Bündeli-Bauer

Im Wil bei Uster wohnte einst der Bündeli-Bauer. Das war einer! Der verstand das Zaubern, Bannen und Geisterprüfen. Dem hätte es kein Scharfrichter nachgemacht. Vor Dieben und dergleichen war der lange sicher; dem konnte niemand was stehlen.

Einmal habe eine Hexe gemacht, daß er mit einem Fuder Heu auf ebenem Weg stecken geblieben sei und er den Wagen weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnte. Da lachte der Bündeli-Bauer nur, gebot den Knechten aber ernstlich, daß sie nicht fluchen sollten, ging dreimal um das Fuder herum und sagte dann zum Fahrknecht: „Jetzt, hü i Gotts Name!" Da ging's wieder, und lustig zogen die Pferde den Wagen fort, als wäre er leer. Ja, der Bündeli-Bauer, der hat mehr können als nur Brot essen!

85. Die Bluttat von Greifensee

Nach der Einnahme der Burg Greifensee im alten Zürichkrieg durch die Eidgenossen wurde die Besatzung durch die Kriegsgemeinde zum Tode verurteilt und alsbald auf eine Matte bei Nänikon geführt. Umsonst hatte sich ein Teil der Eidgenossen für die Gefangenen gewehrt, umsonst auch flehten die Angehörigen um Gnade. Als erster empfing Hauptmann Wildhans von Breitenlandenberg den Todesstreich. Nach der Erzählung des Chronisten Gerold Edlibach kam alsbald „ein wundersamer, schneeweißer Vogel gleich einer schönen Taube" geflogen, nach der folgenden Hinrichtung ein zweiter Vogel; die flogen ob der Walstatt hin und her. So ging es bei jeder weiteren Enthauptung; die Vögel flogen um die Leichen. Man stellte die Häupter in einen Kreis zusammen; an der Stelle wuchs von nun an kein Gras mehr. Nach der grausigen Tat holten Leute von Uster die Toten in Bännen und Karren zur Bestattung ab, wobei die Tauben im Fluge den Zug begleiteten. Von nun an soll alle Jahre am Tage der Bluttat auf dem Platze der Hinrichtung nachts ein geisterhafter Zug gesehen worden sein, welcher, den grausamen Ital Reding in der Mitte, dreimal den Platz umschwebte und dann mit einem schaurigen Schrei verschwand.

86. Die Hexe in Uster

Ein Bauer wirft eine „Hexe" die Treppe hinab. Die ruft ihm zu: „Was han ich dir taa? Han ich dich grupft, truckt oder gschrädlet?" Am andern Morgen waren den Pferden des Bauers die Schwänze gezopft.

87. Im Oterehölzli

bei Winikon soll, wie man erzählt, ein Hagheerenschloß gestanden haben.

88. Sonderbares Ereignis in der Schulstube

In Bubikon wurde, es war lange vor 1900, ein ungefähr 18jähriges Mädchen beerdigt. Als das Leichengeleite fast die Kirche erreicht hatte, öffnete sich plötzlich die Türe des Schulzimmers, stand eine Weile offen und schloß sich wieder, ohne daß jemand zu sehen gewesen wäre. Der Erzähler, der damals als Schüler in der Schulstube saß und es selber gesehen hatte, meint: „Es war, als ob der Geist der Verstorbenen noch einmal ihren lieben Lehrer und sein Wirkungsfeld besucht hätte."

89. Angst und Not.

In der Herrschaft Grüningen soll in grauer Vorzeit ein sonderbarer Brauch geherrscht haben. Wenn ein zum Tode Verurteilter sein Leben lassen mußte, führte man ihn zur „Richttanne", wie man die Richtstätte damals hieß. Dort durfte der arme Sünder die Gnade erbitten, um sein Leben zu rennen, und diese Gnade konnte ihm nicht verweigert werden.

Man ließ dann den Verurteilten in der Richtung gegen das Haus rennen, das da heißt „Angst und Not". Nach einer gewissen Zeit, wenn also der um sein Leben Laufende einen bestimmten Vorsprung hatte, ließ der Richter ihm Roß und Reiter nachjagen. Vermochte der Laufende das Haus zu erreichen und zu betreten, bevor die Reiter ihn eingeholt hatten, so durfte die Todesstrafe an ihm nicht vollzogen werden, im anderen Falle hatte er sein Leben endgültig verwirkt. Weil nun die Gejagten, wenn sie den Hufschlag der Verfolger hörten, in den Ruf ausbrachen: „O, hilf mir Herr in meiner Angst und Not!" erhielt das dort stehende Haus den Namen „Angst und Not".

90. Die Glocke von Hombrechtikon

Die Kirchgenossen von Hombrechtikon besaßen eine Glocke — sie meinen, es sei die mittlere gewesen — von der sie sagten, in ihr sei von der gleichen Glockenspeise enthalten, wie in der Glocke, die der Teufel dem heiligen Theodul von Rom nach dem Wallis tragen mußte.

91. Silberne Glocken

Vom ehemaligen Kirchengeläute zu Dürnten sagte man, die zweitgrößte sei aus Silber gegossen. Dasselbe behaupteten auch die Kirchgenossen von Seegräben, und sie hielten deshalb ihre einzige Glocke für besonders kostbar.

92. Der Binziker See

Um den Ort Binzikon herum ist keine Quelle zu finden. Alles Wasser versiegt sofort. Darum hat sich tief unter dem Dörfchen ein großer unterirdischer See gebildet. Es sollen schon Leute zu diesem Wasser hinabgestiegen sein. Aber von dem, was sie dort sahen, verloren sie die Stimme, so daß sie nichts erzählen konnten.

93. Von der Hexrüti

Die Hexrüti ist eine einsame Örtlichkeit in der Nähe von Bertschikon in der Gemeinde Goßau. Noch am Anfang unseres Jahrhunderts wußte man, daß sich allerlei Spukgeschichten an diesen Ort knüpfen. Leider fand sich niemand mehr, der diese Geschichten im Gedächtnis behalten hatte. Der bekannte Pfahlbauforscher Messikommer fand an dieser Stelle einen sogenannten Schalenstein.

94. Das Spukhaus Galgenacher

Westlich des Gießen bei Herschmettlen-Goßau steht das einsame Gehöft Galgenacher, so benannt nach dem Hochgericht der Herrschaft Grüningen, das sich in seiner unmittelbaren Nähe befand. Hier sollen in gewissen Nächten furchterregende Gestalten mit feurigen Augen durch die Fenster hereinglotzen. Im Treppenhaus ist zuweilen ein unheimliches Poltern und Klirren zu vernehmen.

95. Marchenverrücker

Die alte Frau Trüb im Riedtli schritt einmal spätabends vom Galgenacher heimzu. Da erblickte sie auf einer Wiese eine Gestalt, die langsam hin und her ging. Sie erkannte in ihr den alten Kunz von Itzikon, der schon seit längerer Zeit verstorben war. Auf dem Grundstück, wo er einst die Marchen versetzt hatte, schritt er nun langsam die Grenzscheide ab. Sie näherte sich ihm und sprach ihn an. In diesem Augenblick verschwand er.

* * *

Marchenverrücker „chömed ume" und müssen nach ihrem Tode die strittigen Grenzlinien abschreiten oder gar die Steine an den richtigen Ort setzen. Sie bekommen überdies einen schwarzen Rachen.

* * *

Trüllmeister-Rösi erzählte von einem Marchenfrevler, der nach seinem Tode ständig am Tatort „Heulen" bei Herschmettlen umging.

96. Von Geistern, die plötzlich verschwinden

Einmal sah Trüllmeister-Rösi, als es nach der Dämmerung zu seinem etwas oberhalb des Dorfes gelegenen Hause hinaufstieg, eine Gestalt, die ein Licht trug und aus einem Seitenweg sich der Straße näherte. Rösi beeilte sich, um mit ihr zusammenzutreffen und zu erfahren, wer das sei. Als sie aber bei der Wegmündung ankam, waren Gestalt und Licht wie weggeblasen.

* * *

Grethler-Ruedi aus dem Hanfgarten war einmal in der Pünt bei Oberottikon mit Heuen beschäftigt. Da sah er von weitem einen Verwandten die Straße herabkommen. Ruedi verließ seine Arbeit und ging ihm entgegen, um ihn zu begrüßen. Doch als er die Straße erreichte, war der andere verschwunden, als hätte ihn der Erdboden verschluckt.

* * *

Bachme-Wilde-Albert aus der Fuchsrüti sah auf dem nächtlichen Heimweg von einem Liechtgang in Ottikon einen Mann vor sich hergehen. Er beeilte sich, um ihn einzuholen und den Weg gemeinsam mit ihm zurückzulegen. Doch wie sehr er auch seine Schritte beschleunigte, er holte

den Unbekannten nicht ein. Plötzlich bog dieser in ein Seitensträßchen gegen das Haus von Wagner Weber ab und verschwand dort im angebauten Abort. Verwundert schaute er nach — aber niemand war mehr zu sehen.

* * *

Der alte Hofmann im Ammetännli kehrte eines Abends in der Dämmerung vom Felde heim. Auf dem Flurweg, der von der Langmatt zum Birch hinaufführt, sah er jemanden vor sich hergehen. Plötzlich verschwand die Gestalt hinter einem großen Unkrauthaufen. Neugierig schaute er nach — aber niemand war mehr zu sehen.

97. Geister erscheinen als weiße Flecken

Ein Bekannter von Trüllmeister-Heich ging spätabends heimzu. Da kam ihm ein Fremder entgegen, den er nach altem Brauch grüßte. — Keine Antwort. Verärgert drehte er sich um und rief dem Unbekannten zu: „He, häsch du kä Schnorre?" — Doch kaum hatte er das gesagt, war der andere verschwunden, und er selber fühlte, daß ihm etwas auf der linken Schulter saß — etwas wie ein weißer Fleck. Er wischte ihn weg — vergebens. Das seltsame Ding blieb bis zum Moment, wo er über die Schwelle seines Hauses trat.

* * *

Baumann in der Breite fuhr eines Abends mit seinem Pferdefuhrwerk durch den Tägernauerwald heimzu. Es dämmerte bereits. Plötzlich standen die Pferde bockstill und ließen sich weder durch Lockungen noch durch Schimpfworte und Peitschenhiebe von der Stelle bewegen. Schließlich sprang der Bauer ungeduldig vom Wagen und wollte die Tiere an der Halfter führen. In diesem Augenblick schossen sie los. Mit knapper Not konnte sich Baumann noch auf den Wagen schwingen. Die Pferde rasten, ohne anzuhalten, durch das Ried dem Stalle zu. Und der Bauer hatte während der wahnsinnigen Fahrt ständig das unheimliche Gefühl von einem weißen Fleck auf der Schulter. Etwas wie ein Tier, ein Äffchen, saß dort und ließ sich trotz aller Versuche weder abstreifen noch abschütteln.

Erst vor der Stalltüre hielten die wild atmenden Pferde an. In diesem Moment verschwand auch das gemeinisvolle Etwas von seiner Schulter.

98. Der heimgekehrte Geist

Pünter-Ida saß eines Sommerabends mit ihrer Mutter im Garten vor dem Hause, Pünt genannt. Da sahen sie in der Dämmerung einen schwarz-

gekleideten Mann die Straße gegen den Hellberg hinaufschreiten, hart am Garten vorbei. Merkwürdigerweise hörte man jedoch keine Schritte. Die Mutter bemerkte, es dünke sie sonderbar, daß dieser Mann völlig weiß angezogen sei. Pünter-Ida widersprach ihr erstaunt, denn in ihren Augen erschien der geheimnisvolle Unbekannte schwarz. Sie stritten noch eine Weile; die Mutter beteuerte aber, der Mann sei weiß gekleidet gewesen. — Am andern Tag kam die Nachricht, daß ein Hellberger im Spital in Zürich nach langem Todeskampf gestorben sei und daß er in seinen letzten Stunden immer wieder heimverlangte. Der Fremde war niemand anderer als sein Geist gewesen, und die Mutter, als ein Fronfastenkind, hatte ihn als solchen erkannt!

99. Der Geist, der im Landsacker die Seuche anzeigte

Es war im Vorwinter 1912. Eines Abends, um 10 Uhr, schaute ich, wie alle Abende vor dem Schlafengehen, nochmals nach dem Vieh. Als ich die Stalltüre hinter mir schloß und ins Haus hinübergehen wollte, sah ich jemanden die Dorfstraße heraufkommen. In der Dunkelheit konnte ich die Gestalt nur undeutlich erkennen; ich wußte nicht, war es ein Mann oder eine Frau, die da mit merkwürdig stolperndem, schleifendem Gang der Schalung entlangstrich. Bei der March, die das Ende meines Hausplatzes bezeichnet, blieb das unheimliche Wesen stehen und bewegte sich. Es klirrte und rasselte etwas, und die Dunkelheit schien mit einem Male noch zuzunehmen. Schnell trat ich in die Scheune, um die Laterne zu holen, aber als ich zurückkam, war die Erscheinung verschwunden.

Ein Jahr später, 1913, brach in unserem Dorf die Seuche aus. Sie ergriff jeden Stall, bis genau zu jener March, wo das Gespenst innegehalten hatte.

100. Die Geister zu Maur

In der Burg Maur soll noch im 19. Jahrhundert „etwas" umgegangen sein. Die bösen Geister, die dort überall rumorten, wurden einst in ein Zimmer gebannt, wo sie aber nur kurze Zeit verharrten.

101. Vom Benkelsteg

In der Nähe des Benkelsteges bei Maur sind schon eine ganze Menge Gespenster gesehen worden. Einst ging ein Mann dort nachts hinauf, ganz

nüchtern, wie er selber 1917 erzählt hat. Da habe auf einmal bei der letzten Wendung der Straße vor dem Steg etwas wie eine völlig schwarze Wand vor ihm gestanden und sein Weitergehen verhindert. Nun habe er tüchtig zu fluchen angefangen — und weg war die Erscheinung. Es wurde licht, und er konnte weiter.

Ein andermal, wie der gleiche Erzähler beim Steg aus dem Walde heraustrat, habe er plötzlich ein Licht auftauchen sehen, wie wenn jemand eine Laterne einen halben Meter über dem Boden trüge. Das Ding sei mit Windesschnelle über die Wiesen rechts gegen den Wald hinabgeeilt. Kurz darauf habe er den Dorfgenossen T. angetroffen, der ihn fragte, ob er nicht auch soeben diese eigentümliche Erscheinung beobachtet habe.

Andere erzählen, daß hier einmal Schatzgräber arbeiteten. Da sei ein schwarzer Herr erschienen.

102. Verhextes Vieh

In einem Haus in Maur verübten — es muß vor 1900 gewesen sein — Geister großen Unfug. Das Vieh tat nicht gut; es war verhext. Der Rat einer Frau, der Eigentümer B. solle jeden Morgen beim Eintritt in den Stall ein Vaterunser beten, wurde befolgt, aber ohne Erfolg.

103. Die Kirche von Schwerzenbach

a) Ein reicher, frommer Mann aus Hegnau besuchte allsonntäglich die Kirche von Uster, wobei ihm stets ein Hündlein voranlief. Sobald man in Uster des Hündchens ansichtig wurde, stellte man das Läuten ein, weil man wußte, daß auch der entfernteste Kirchgenosse nahe. Dieser Fromme verordnete sterbend, daß da, wo ein Schimmel mit seinem Leichenwagen Halt mache, eine Kirche gebaut werden solle. Das geschah so. An jener Stelle, wo der Schimmel hielt, entstand die Kirche Schwerzenbach.

b) In Schwerzenbach ist einmal ein Hagheer gewesen. Der hat ein Gespann mit vier Schimmeln von Hegnau aus führerlos in die Welt hinausgejagt. Dort, wo die Schimmel halten würden, wollte er eine Kirche bauen lassen. Als das Gespann in Schwerzenbach stillstand, hielt der Hagheer dies für ein göttliches Zeichen und ließ an jenem Platze das versprochene Gotteshaus erstellen.

104. Die Zeusler von Fällanden

In der Gegend an der Glatt sah man früher ziemlich häufig Flammen auf dem Ried herumtanzen, die weithin sichtbar waren. Das waren die

Zeusler, nämlich die Geister Verstorbener, welche zu Lebzeiten an jener Stelle, wo sie umgehen, einen Frevel begangen, Marchen versetzt, Land gestohlen, Bäume geschädigt haben. Zur Strafe für ihre Missetaten müssen sie im Feuer wieder an der betreffenden Stelle erscheinen.

105. Versammlung der Hexen

Zur Mitternachtsstunde vor jedem kirchlichen Festtage versammeln sich die Hexen aus der ganzen Umgebung von Fällanden auf der Dorfbrücke und halten daselbst ein Mahl. Wer in ihre Nähe kommt, muß bald sterben.

106. „Ungehüürige" Orte

Am linken Ufer der Glatt geistet es, weil sich dort schon etliche das Leben durch Ertränken genommen haben.

Auch beim Lochbrünneli am Weg von Pfaffhausen nach Witikon ist es nicht geheuer.

107. Die Gründung des Lazariterhauses Gfenn

Balduin, König von Jerusalem, selbst mit Aussatz behaftet, gründete im Heiligen Lande den St.-Lazarusorden, dessen Aufgabe es war, den ärmsten unter den Kranken zu helfen. Eines Nachts träumte der König, der hl. Lazarus führe ihn durchs Gebirge zu einer neuen Kirche, wo er durch das Gebet der Klausnerinnen geheilt wurde.

Balduin erzählte seinen Traum der Ritterschaft, und bald stellte sich ein Edelmann ein, der aus dem Urnerland gekommen war; dieser beteuerte dem Herrscher, nachdem er den ganzen Traum vernommen hatte, daß das geschaute Klösterchen das Stift Seedorf sei. Der König machte sich ungesäumt auf den Weg und traf richtig in Seedorf ein. Daselbst wurde er von seiner schrecklichen Krankheit befreit. Er beschenkte das Kloster reich und bat, daß die Frauen den Orden des hl. Lazarus annähmen. Er stiftete in Seedorf ein Haus für Lazariter-Ritter und ein Spital. Darauf fuhr er zu Kaiser Heinrich, um die Rechte seiner Stiftung bestätigen zu lassen.

Auf dieser Fahrt kam Balduin nach Zürich. Unweit der Stadt, „nit wyt von Dübendorf, daselbst stund sin Roß still und konnt man das nit wyters bringen weder mit Lieb noch mit Leid, das hielt der Künig für ein Merkzeichen dz er daselbst auch ein Kloster erbuwen sollt und traf dessen ein

Anordnung, schickt auch einen Botten nach Seedorf dz zwey Klosterfrowen kommen sölltind die by diesem Buw ein Ufsicht hieltend. Und hieß die eine von diesen Frowen Martha von Hertenstein, und ward dieselb vom Künig Balduin zur ersten Meisterinn über das nüwe Klösterlin gesatzt, welliches er dem alten Kloster unterwarf".

108. Der Oberländer Zigerkrämer

Der Bruder von Dorothees Großvater handelte viele Jahre mit Ziger und trug ihn im Rückenkorb weit im Lande feil. An einer Spinnstubete erzählte Dorothee von diesem Hausierer eine schauerliche Geschichte, deren Wahrheit sie versicherte, so wahr sie dasitze und spinne!

Da sei er dann einmal auf seiner Tour ganz unvermerkt in die Türkei hineingeraten und sei dort in ein vornehmes Haus hineingetreten, um zu fragen, ob man Ziger brauche. Die Frau habe geantwortet, er solle nur einen Augenblick warten, sie wolle den Mann fragen. Der Mann sei dann gekommen und habe bemerkt, der Zigerkrämer solle mit ihm in die Wohnung hinaufkommen. Wohl zwanzig Treppen sei es hinaufgegangen. Dann hat der Mann eine vergoldete Türe geöffnet und ihn in ein Zimmer geführt, wo eine solche Pracht herrschte, daß der Krämer gemeint habe, er sei im Himmel. Wie er aber sich vom Staunen erholt hatte und dem Hausherrn seinen Ziger antragen wollte, war dieser verschwunden. Als lange niemand mehr erschien, schickte der Krämer sich an, das Zimmer wieder zu verlassen. Aber es war verriegelt. Alles Rufen und Klopfen nützte nichts; keine Seele gab ihm Bescheid. Erst jetzt bemerkte er, daß die Fenster alle vergittert waren. Schließlich schlief er vor Angst ein. Als er wieder erwachte, lag er in einem anderen Zimmer auf einem schönen Bett. Er schaute sich erstaunt um und hörte dabei jemanden schnarchen. Da habe er gerufen: „Hee, Kamerad!" Der andere sei plötzlich erwacht und habe geantwortet: „Gut Freund!" Beide freuten sich, und jeder glaubte, am andern einen Helfer gefunden zu haben. Aber keiner wußte weder sich noch dem Kameraden einen Rat. Dann erzählten sie einander, wer sie seien und woher sie kämen. Da habe der andere erzählt, er sei ein Pfarrer im Züribiet; er habe in Basel seinen Bruder besuchen wollen, sei vom rechten Weg abgekommen und unversehens in die gottlose Türkei hineingelaufen. Sei bei Nacht und Nebel bei diesem Hause angekommen, habe angeklopft und gefragt: „Hee, ist das der rechte Weg nach Basel?" Man habe ihm freundlich zur Antwort gegeben: Ja freilich, er solle nur hereinkommen, es werde ihm jemand zünden bis nach Basel hinein. Er sei hineingegangen und holdselig aufge-

nommen worden. Im Augenblick habe die Frau vom besten Wein, Käs und Brot und Fleisch gebracht; er habe müssen zu Tische sitzen und essen, und der Mann und die Frau hätten ihm fleißig zugetrunken. Zuletzt, als er habe gehen wollen, habe die Frau ein Gläslein Schnaps aufgestellt, das er unbedingt habe austrinken müssen. Das könne nichts anderes gewesen sein als Schlafwasser, denn nach dem ersten Schluck habe er schon nichts mehr von sich selbst gewußt. Als er am folgenden Morgen aufgewacht sei, sei er eben da in diesem Bett gelegen, habe aufstehen und in die Stube hinabgehen wollen, aber die Türe sei verriegelt gewesen und geblieben bis auf diesen Augenblick. Nun schmachte er schon ein Vierteljahr in dieser Einsamkeit und wisse nicht, was man mit ihm vorhabe. Zu essen und zu trinken habe er genug; täglich werden ihm die besten Speisen durch jenen kleinen Laden hereingegeben. Aber keine Seele sei noch zu ihm gekommen, und der Zigerkrämer sei der erste, den er seither sehe.

Die beiden Gefangenen mußten noch weitere fünfzehn Wochen in ihrem Zimmer bleiben. Dann erschienen zwei Türken bei ihnen, griffen an ihnen herum, redeten aber kein Wort mit ihnen, so etwa wie die Metzger mit den Kälbern tun, wenn sie schauen wollen, ob sie zum Schlachten fett genug sind. Beim Pfarrer mochten sie immerfort lächeln, der Zigerkrämer aber sei seiner Lebtag brandmager gewesen und geblieben.

Da, was geschah? Komme in derselben Nacht eine Magd an das Eßlädelein und flüstere, morgen werde der Pfarrer gemetzget und der andere, sobald er fett genug sei. Dem Krämer wurde es wind und weh, doch der Pfarrer lachte nur. Nachts, als es an der Kirche halb zwölf schlug, spreitete der Pfarrer seinen Mantel auf dem Boden aus und sprach zu Großättis Bruder: „Jetzt komm und lege dich neben mich hieher!“ Als beide so auf dem Mantel gelegen, sagte der Pfarrer: „Jetzt wünsche ich, daß wir morgen, wenn die Sonne aufsteht, gerade so nebeneinander liegen auf dem Wangener Ried!“ Dann schliefen sie ein, und richtig, als sie erwachten, lagen sie am gewünschten Orte, worauf jeder hurtig seiner Heimat zueilte.

Dorothee beteuerte zum Schlusse nochmals: „Ja, das hat mein Vater vieltausendmal erzählt, und die Geschichte ist so gewiß wahr, wie das Lichtlein neben mir brennt!“

109. Das schneeweiße Steinchen

Es war einmal ein Hirtenbüblein, das mußte alle Tage Geißen und Schafe hüten. Es konnte singen wie ein Vogel und jodeln, daß man's weit und breit im Tal unten hören mochte. Einmal hatte das Büblein Durst, und es suchte

auf der Weide herum nach Wasser. Endlich fand es unter einer hohen Tanne ein Weiherlein. Dort kniete es nieder und trank gierig.

Wie es so am Weiherlein kniete, sah es im Wasserspiegel, daß auf der Tanne oben ein Vogelnest liege. Das Büblein, nicht faul, kletterte wie ein Eichhörnchen hinauf, fand aber weder Staub und Flaug vom Nest und stieg unverrichteter Dinge wieder herab. Es schaute abermals ins Wasser und erkannte das Nest wieder im Baum oben. Es stieg zum zweitenmal in den Baum hinauf und fand wieder nichts. So zum dritten, vierten Male. Endlich kam der Bub auf den Einfall, er könne im Wasserspiegel die Äste zählen bis zum Nest hinauf. Das Ding war gut; er kam bis zu jenem Ast, griff herum und bekam das Nest in die Hände. Er langte hinein und fand ein schneeweißes Steinchen darin. Jetzt erst konnte er das Nest sehen.

Weil das Steinchen schön war, steckte er es in die Tasche und stieg vom Baum. Am Abend trieb er seine Geißen heim und sang und jodelte dazu nach Herzenslust. Aber wie er ins Dorf kam, hörte man den Buben wohl singen, aber sehen konnte ihn niemand. Die Leute fingen sich an zu fürchten, liefen davon und schrien: „Der Bub ist behext, oder es ist sein Geist!"

Der Vater hörte seines Kindes wohlbekannte Stimme, aber er sah auch nur die Geißen und den Buben nicht. „Um Himmels Gottes willen, was hast du gemacht?" rief er ihm zu, „komm herein in die Stube!" Vater und Mutter wußten vor Schreck nicht, wo aus und an, und der Bub wußte nicht, daß er unsichtbar war, bis es ihm der Vater sagte. „Bist du etwa auf einem Hexenplatz oder in einer Zauberhöhle gewesen?" fragte der Vater mit bebender Stimme. Der Bub antwortete nein und erzählte vom Vogelnest.

„Gib weidlich das Steinchen heraus! "riefen Vater und Mutter. Der Bub gab das Steinchen dem Vater. Da riefen der Bub und die Mutter: „Herr Jesis, Vater, wo bist? Wir sehen dich nicht mehr!" Der Bub war nämlich sichtbar, dafür der Vater unsichtbar geworden. Da wards dem Vater, als ob er eine Kröte in der Hand hätte, und er warf das Steinchen auf den Tisch. Da, was geschieht? Sie sahen den Tisch nicht mehr.

Der Vater auf, suchte den Tisch, fand das Steinchen, rannte hinaus und warf es in den Sodbrunnen hinunter. Aber da war es nicht anders, als ob Himmel und Erde zusammenstürzten; es krachte, blitzte und donnerte, wie beim schrecklichsten Gewitter.

Nicht lange hernach kam ein fahrender Schüler durchs Dorf. Der versprach dem, der ihm das schneeweiße Steinchen verschaffen könne, ein Tollenkessi voll Taler.

110. Die letzten Mönche zu Rüti

Im Kloster Rüti hausten nach der Reformation nur noch drei Mönche. Der erste von ihnen, Rudolf Spon, der auch der jüngste war, hatte eines Metzgers Frau in einem benachbarten Orte mit Liebestrank also eingenommen, daß sie sich in Abwesenheit des Mannes in einer Nacht im Kloster beherbergen ließ, obwohl sie daheim kleine Kinder zu hüten gehabt hätte. Da aber der Mann wider die Vermutung der Frau nach Hause kam, traf er die Kinder allein und vernahm, daß die Mutter im Kloster wäre. Der Mann nahm das Schwert, welches sein Vater im Schwabenkrieg geführt, wetzte es und ging zum Kloster, wo er der Frau bei der kleinen Pforte auflauerte. Morgens um vier Uhr öffnete der Mönch leise das Tor und entließ die Frau unter Liebkosungen. Der Metzger aber hieb „mit dem Sabul" dem Mönch auf den Kopf, daß er tot niedersank. Die Frau konnte sich in der Finsternis in ein Haus flüchten, wo sie der dortigen Frau ihre Not erklärte: „Soll ich dir nicht vor Jammer sagen, unser sind drei Eheweiber beieinander gewesen, und mir allein ist ein solcher Jammer widerfahren!"

* * *

Nächst dem Kloster ist der Rütiwald. In der Nähe stand ein Lehenshof, den ein junger Mann namens Isler bewirtschaftete. Der hatte ein junges, schönes, aber unzüchtiges Weib. Dieses hielt mit dem zweiten Mönch, Wolfgang Huber, im Walde geheime Zusammenkünfte ab, bis es der Mann endlich merkte. Er ging der Frau in den Wald nach, wo er sie „beim Waldmeister- und Enziansuchen" fand. Isler machte der Frau bittere Vorwürfe, worüber der Mönch so erboste, „daß er ein aufgezogenes, geladenes Geschoß, so eine Art Pistolle" dem Isler auf die Brust setzte und ihn zwang, einen Eid zu schwören, daß er zu keiner Zeit die Tat weder an ihm noch an seiner Frau rächen wolle, auch niemandem von diesem Vorfalle etwas offenbaren wolle.

In Reue, Angst und Kummer erzählte er aber die Geschichte noch am gleichen Tag. Die Sache wurde ruchbar, und der Mönch floh ins Fischenthal, wo er mit Hilfe einiger Bauern am 7. Mai 1532 beim Steg mit dem Spieß einen Bären erlegte.

* * *

Der dritte, Sebastian Hegner, floh mit Urkunden des Klosters nach Rapperswil und führte mit der Zürcher Regierung einen langen Prozeß. Aber er verfiel eines Tages in eine solche Raserei, daß er sich den Strick,

den er sonst um die Kutte trug, um den Hals legte und sich erhängte. Als seine Konkubine, die just dazwischentrat, ihn mit dem Messer vom Stricke befreien wollte, fuhr ihm dasselbe in den Hals, „und so starb der Mönch halben gehenkt und halben geköpft". Um die Tat im Verborgenen zu halten, wurde der Körper in die Ziegelhütte gebracht, daselbst in den feurigen Ofen geworfen und zu Asche verbrannt. „Solches geschah im Jahr 1555."

111. Von unterirdischen Gängen

Wie die Alten wissen wollten, hatte jede Burg ihren unterirdischen Ausgang. Diese Schlüffe hatten natürlich einmal eine Bedeutung. Man dachte sie sich als Verbindungswege zwischen Burgen. Noch heute sagt man in Bauma, daß früher einmal ein unterirdischer Gang bestanden habe zwischen den Burgen Werdegg und Sternenberg. Der war so groß, daß die Werdegger imstande waren, darin in den Sternenberg hinauf zu reiten. Im Hagheerenloch seien die Gänge beider Burgen zusammengestoßen. — Vom Eichschloß führte ein solcher Gang ins Lochbach-Tobel. Die Burgen Kempten und Wetzikon waren auf gleiche Art miteinander verbunden und ebenso die Schlösser Grüningen und Liebenberg. Vom Rappengubel bei Steg, sagt man, habe ein unterirdischer Laufgang nach dem Wirtshaus zum Steg bestanden, so hoch, daß die Hagheeren darin zu Roß auf und ab reiten konnten. Am untern Bachtel führte auch ein Hagheerenweg durchs Holz. Man sieht dort eine lange, dem Hügel gleichlaufende Krinne im Boden. Dieser Graben rühre her von einem zusammengefallenen unterirdischen Hagheerenweg. Vom Batzberg bei Wald führte einst ein Gang hinunter bis zur Wellenwoog an der Jona. Vom Ritterhaus Bubikon soll ein unterirdischer Gang bis an den Zürichsee hinüber geführt haben. Es sind noch die Gänge vom Schloß Girenbad und von der Burg bei Fehraltorf zu erwähnen. Wahrscheinlich hat man früher noch von weiteren solchen sagenhaften Gängen gewußt.

112. Das Vögelein von Kyburg

Als auf der Kiburg noch die Grafen hausten, lebte im Tößtal unten eine hübsche Bauerntochter. Die verschmähte den Heiratsantrag eines reichen Bauernburschen, weil sie heimlich einen jungen Grafen liebte, mit dem sie sich oft traf. Den Jüngling quälte die Eifersucht, und er schlich seiner Angebeteten eines Tages nach, ertappte sie auch mit dem Grafen. Stracks lief er aufs Schloß und meldete dem alten Grafen, was er gesehen.

Der Alte sperrte den Sohn einen Monat lang ein. Dieser aber wußte sich und seiner Geliebten zu helfen. Als Jäger verkleidet wurde die Jungfrau heimlich aufs Schloß geführt. Doch die Freude hatte auch ihre Folgen, und das Kind getraute sich nicht mehr nach Hause.

Nun faßte sich der junge Graf ein Herz und gestand dem Vater seinen und des Mädchens Umstand. Der Alte wollte aber von einer Heirat nichts wissen und sperrte beide in den Turm. Einige Zeit später ritt der Vater mit dem Sohne nach Winterthur. Diesen Anlaß benützte ein vom jungen Grafen gedungener Jäger, die Geliebte nach Hause zu bringen. Die Mutter aber schlug ihre Tochter und schickte sie aus dem Hause. Das Mädchen irrte einige Zeit im Walde herum und genas hier des Kindleins. In seiner großen Verzweiflung wußte es nicht wohin damit, tötete und verscharrte es.

Selbigen Tags ritt der alte Graf durch den Wald und entdeckte das Geschöpf mit den blutigen Händen. Der wußte bald was Lands und sperrte die Mörderin ein. In der Nacht aber befreite sie ein Vertrauter des jungen Grafen. Sie lief und lief und sank endlich entseelt vor der Pforte des Klosters Töß zusammen.

Seither zeigt sich immer am Sankt-Othmarsabend dort, wo das Unglück geschah, ein Vögelein in der Größe einer jungen Taube, dunkelgrau, mit weißer Brust; blutrot leuchten seine Füße und Flügelspitzen. Oft wollten die Jäger den seltenen Vogel, der keinem bekannten glich, fangen. Keinem ist es gelungen. Wer gar darauf schoß, dem zersprang das Schießgewehr.

Im dichten Gesträuch nah am Steg über die Töß haust es in einer verdorrten Eiche. Kein Tier nähert sich diesem Ort. Am Sankt-Othmarsabend steigt ein blaues Flämmlein daraus in die Höhe. Viele haben den Vogel schon gesehen. Oft sitzt er am Kerkerfenster und pfeift traurige Töne über den Wald hinab. Der Schloßkaplan sagt, das sei die verdammte Seele des Mädchens. Er meint, die Bußezeit nähere sich dem Ende, denn vor altem sei der Vogel schwarz gewesen und habe auf der weißen Brust drei rote Blutflecken gehabt.

113. Von der Kyburg

a) Nach dem Tode des letzten Grafen von Kyburg kam 1264 die Grafschaft an das Haus Habsburg. Mit den Vögten, die anstatt ihrer Herren auf der Burg hausten, zog ein finsteres Mißgeschick in ihre Mauern ein, das jedem dort geborenen Kinde mit schnellem Tod drohte, und wenn Mutter und Kind der Gefahr augenblicklich entrannen, die Knaben nie die Jahre der Mannbarkeit erreichen ließ. Darum schlugen die Habsburger nie

dauernd ihren Wohnsitz auf der Kyburg auf, obschon sie auf derselben die Reichskleinodien und Reliquien aufbewahrten.

b) Wenn leuchtende Flammen an den Türmen erschienen, bedeutete das den Ausbruch von blutigen Fehden und drohende Kriegsnot.

114. Die eiserne Jungfrau auf der Kyburg

Schon allein das graue Gemäuer des Schlosses machte auf die Untertanen einen unheimlichen Eindruck, aber nicht das war es, was sie erzittern ließ, wenn sie von dieser Hagheerenburg redeten, sondern die Marterinstrumente, mit denen man hartnäckige Sünder plagte oder vom Leben zum Tode brachte.

So meldet die Sage, daß auf Schloß Kyburg die eiserne Jungfrau im spitzen Winkel, welchen die Ostseite des Bägglerturms mit der nördlichen Umfassungsmauer bildet, aufgestellt gewesen sei. Durch eine Falltüre soll sie mit einer senkrecht darunter befindlichen, jetzt ausgefüllten, gemauerten Grube in Verbindung gestanden haben. Der zum Jungfernkuß verurteilte Delinquent habe sich der mit offenen Armen ihn erwartenden Statue nähern müssen, worauf dieselbe dann bei Berührung einer gewissen Stelle im Fußboden ihre Arme geschlossen, ihn mit verborgen gehaltenen Dolchen zerfetzt und den Leichnam durch die Falltüre in die Tiefe habe fallen lassen.

115. Der Reliquienkasten auf der Kyburg

Der Kasten, in welchem die Reichskleinodien und Reliquien auf der Kyburg verwahrt wurden, blieb nach dem Tode König Albrechts auf der Kyburg, während die Kleinodien nach Nürnberg verbracht wurden. Diesem Kasten wurde von den Leuten der Umgebung eine wundertätige Kraft beigemessen, und es wird erzählt, daß sie deswegen oft in die von der Königin Agnes, der Tochter Albrechts, in der Burg erbauten Kapelle kamen und ihren Kopf, wunderbare Heilung erwartend, auf den ehemaligen Reliquienschrein legten.

116. Tauben und Raben

Auf der Richtstätte von Kyburg wurde einmal ein Knabe unschuldigerweise hingerichtet. Als man ihn zum Tode führte, flogen schneeweiße Tauben über das Volk hin. Die hatten auf des Knaben Seele gewartet, um

sie in den Himmel zu tragen. Nach der Hinrichtung aber sind viele Raben gekommen; die haben sich den ungerechten Richtern auf die Köpfe gesetzt und ihnen die Augen ausgehackt.

117. Uf Chiiberg go Brügel hole

Weit verbreitet im Oberland ist die Erzählung vom „Brügel go hole uf Chiiberg", und fast jede Gemeinde nahm sie für sich in Anspruch.

Da lebte einst in einem Dorf ein Mann, der mit seiner Frau nicht im Frieden leben konnte. Die Frau klagte ihre Not dem Pfarrer, und dieser überzeugte sich angesichts der „blauen Mosen" an verschiedenen Körperteilen der Frau von der kräftigen Handschrift des Mannes. Der Geistliche faßte einen Plan zur Besserung des Kerls.

Eines Tages ließ er ihn kommen und übergab ihm einen Eilbrief an den Landvogt zu Kyburg. Der Herr Landvogt solle ihn gleich lesen und das Nötige vornehmen. Wohl und Wehe hänge von der sofortigen Erledigung ab. Der Mann, geehrt durch diesen seltenen Auftrag, trabte so viel er mochte, „go Chiiberg", fand auch richtig die Kanzlei und gab den Brief dem Schreiber ab. Dieser wollte den Boten wieder heimschicken, aber der ließ sich nicht so rasch abfertigen und bemerkte, der Herr Pfarrer, der ihn geschickt habe, müsse unbedingt sofort Antwort haben. Zum Glück oder Unglück, wie man will, war der Landvogt zu Hause, und der Schreiber konnte ihm das Schreiben einhändigen.

Kurz, er las also den Brief des Pfarrers, kam in die Kanzlei und schickte den Schreiber, den Schloßknecht zu holen. Dieser erschien, und der Landvogt schickte ihn mit dem Briefboten in eine gewisse Kammer. Darauf zeigte der Vogt dem Schreiber eine gewisse Stelle in dem eben erhaltenen Brief. Der Kanzlist las da von einem Mann, der seine Frau verprügle, und von der Bitte des Pfarrers, den betreffenden Kerl, den er als Bote selber mit dem Briefe geschickt habe, wissen zu lassen, wie das Prügeln tue. Zwanzig Rutenstreiche oder so hat ihm der Landvogt verordnet und ihm die nötige Predigt gehalten. Darauf hat er ihn ohne Botenlohn wieder heimgeschickt.

Die Geschichte ist natürlich ausgekommen, und seither sagt man, wenn einer in die Grube fällt, die er einem anderen gegraben hat, er sei „uf Chiiberg go Brügel hole".

118. Eine Kyburgerin gründet Frauenfeld

Eine Tochter aus dem Hause Kyburg hatte einst auf der Jagd, zu der sie mit ihrem Vater und vielen Edelleuten ausgeritten, den jungen Herrn auf

Seen, einer kleinen Burg bei Winterthur, kennen gelernt und eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt. Sie gelobte ihm als Gattin zu folgen wohin es auch sei. Allein, die stolzen Grafen, ihr Vater und ihre Brüder, wollten von der Verbindung einer Kyburgerin mit einem armen Ritter nichts wissen.

Ihrem Schwure getreu aber trotzte die Jungfrau dem Unwillen der Ihrigen. Sie floh aus dem väterlichen Schlosse und begab sich mit ihrem Geliebten zum Abte des Klosters Reichenau, über dessen thurgauische Besitzungen der mächtige Graf von Kyburg Schirmvogt war. Dem geistlichen Herrn lag sie bittend um Rat und Hilfe an. Der erzeigte sich ihr gnädig und anerbot ihr bei seinem Hofe Erchingen auf dem rechten Ufer der Murg einen steilen Felsen, am äußersten Ende der Grafschaft Kyburg gelegen. Dort solle sie unter seinem Schutze eine feste Burg bauen zum Schirme ihrer Liebe. Ihrer Heimat nahe, könne sie daselbst auch ihr Anrecht auf das väterliche Stammgut wahren.

Die junge Gräfin tat nach diesem Rat. Die Burg erstand, Häuser der Dienstmannen reihten sich daran, und bald erhob sich ein Städtchen um den Turm. Damit sie jedoch ihres neuen Besitztums sicher sei, übergab sie Burg und Städtchen dem Herrn von der Reichenau und empfing sie von ihm wieder zu Lehen.

Der Abt wußte in der Folge die zürnenden Grafen von Kyburg mit ihrer Tochter und Schwester und deren Gemahl auszusöhnen.

So ist nach der Sage die Hauptstadt des Thurgaus gegründet und zu steter Erinnerung an das gräfliche Edelfräulein, das seinen Gatten sich selber erwählt und standhaft zu ihm gehalten, Frauenfeld genannt worden. In das Stadtwappen aber ward der kyburgische Löwe aufgenommen, den eine Jungfrau an goldener Kette führt. Dem Volke ist dieses Zeichen vom „Fräuli mit dem Leuli" ein Sinnbild des Sieges, den die Liebe über den löwenmäßigen Zorn des Vaters davongetragen.

119. Das Russengrab bei Hombrechtikon

Es war im Jahre 1799. Franzosen, Russen und Österreicher stritten sich im Oberland herum. Drei Russen hatten sich beim Schnapsgelage verspätet und vermochten ihre Truppe, die sich vor den Franzosen, welche wieder Oberwasser hatten, zurückziehen mußte, nicht mehr zu erreichen. Dort am alten Weg, welcher von der Hohlgaß nach dem Langenried hinunterführte, legten sie sich in der Wiese nieder und schliefen ein. Der Amtmann drüben im Hinterholz erfuhr davon und schickte einen Boten mit der Meldung hinab an den See, wo sich die Franzosen befanden. Ein Offizier mit etlichen

Soldaten erschien an Ort und Stelle. Mit den Bajonetten stießen sie die Trunkenen wach. Und nun begann ein rohes, grausames Spiel. Durch die Abendstille erscholl das Hohngelächter der Franzosen und das Schmerzgeschrei der Russen. Zuletzt wurde alles ruhig. Die Peiniger entfernten sich. Auf der Unglücksstätte lagen die zu Tode Gequälten. Um Mitternacht weckte der Amtsmann den Knaben drüben im Nachbarhause. Mit einer Sturmlaterne versehen begaben sie sich ins Grüthölzli, wo in einer Grube die Toten verscharrt waren. „Hörst du etwas?" fragte der Amtsmann. „Ich höre Töne!" antwortete der Knabe. „Woher?" „Da, aus dem Boden herauf." Nun begann der Amtsmann auf dem Boden herumzustampfen, bis aus der Tiefe nichts mehr zu vernehmen war.

Von Stunde an hatte der ruchlose Mensch keinen Frieden mehr. Er wurde unstät und zerfiel innerlich, vergriff sich auch an Mündelgeldern und endete in geistiger Umnachtung als Selbstmörder.

120. Ursprung der Freiherren von Uster

Die Freiherren von Uster, die mit den Grafen von Rapperswil verwandt waren, sollen von einer unehelichen Tochter des bayrischen Herzogs Eticho abstammen.

121. Vom Herzog, der 300 Jahre im Himmel war

Es war einmal ein junger Herzog, der war überaus fromm und gut, aber er wollte durchaus nicht heiraten. Schließlich nahm er auf das ausdrückliche Begehren seiner Mutter eine Prinzessin zur Frau. Am Hochzeitstage betete der junge Bräutigam, der liebe Gott möge ihn doch rein bewahren.

Am Morgen desselben Tages erschien bei ihm ein schöner Jüngling und anerbot sich als Koch, und der Herzog stellte ihn als solchen an. Durch sein frommes und holdseliges Betragen machte sich der Jüngling bei den Leuten am Hof und besonders beim Herzog recht herzlich lieb, und dieser bat ihn, er möge doch immer an seinem Hofe bleiben.

Am dritten Tage, nachmittags, erklärte der Jüngling, seine Stunde sei gekommen, er müsse wieder nach Hause. Der Herzog begleitete ihn allein eine Strecke Weges. Da kamen sie unter heiligen Gesprächen unvermerkt auf eine grüne Heide, die ganz mit Rosen und Rosmarin bewachsen war und von Balsam duftete. Unter einem Palmbaum stand ein weißes Maultier. Der Jüngling löste es ab und bat den Herzog, er möchte sich darauf setzen. Das tat dieser, und alsobald schwang sich auch der Jüngling hinter ihm

auf das Tier. Da war es dem Herzog, als ob er durch die Luft schwebe. Bald sahen sie in der Ferne eine prächtige Stadt, und gleich darauf kamen sie an ein goldenes Tor, welches mit Edelsteinen besetzt war. In der Stadt drin strahlte ein Glanz und eine Herrlichkeit, als ob tausend Sonnen schienen. Von allen Seiten hörte man Musik und Gesang, und weißgekleidete Jungfrauen mit Blumenkränzen um die Stirne gingen durch die mit Gold besetzten Straßen. Diese Jungfrauen empfingen den Herzog mit Jubel und Freude. Keine Feder vermag zu beschreiben, was er da Schönes und Herrliches zu sehen bekam.

Der Herzog wäre gerne da geblieben, aber sein Führer bemerkte ihm, auch seine Stunde sei nun gekommen, er müsse nach Hause, aber er werde wohl bald wieder kommen dürfen.

Als der Herzog wieder heimkam, fand er seinen Palast in ein Kloster verwandelte. Er klingelte an seiner Pforte. Ein Klosterbruder in langem, schwarzem Gewande trat hervor, und der Herzog fragte ihn, was sie da machen, oder ob er sich verirrt habe. Er sei heute mittag von zu Hause fortgegangen, und nun zur Vesperzeit sei er wieder da und finde das herzogliche Schloß nicht mehr, in dem er doch Herr und Meister sei. Der Bruder antwortete: „Hier regiert ein Abt. Ich will Euch zu ihm führen." Aus dem Gespräch mit dem Klostervorsteher ergab sich, daß der junge Herzog 300 Jahre fortgewesen und jener Jüngling ein Engel gewesen sei, der ihn in den Himmel geführt habe.

Die ganze Geschichte von seinem Verschwinden sowie den Tod der Herzogin und der Mutter konnte er selbst auf einem Denkstein lesen. Man veranstaltete auf das Wiederfinden des Herzogs ein großes Freudenfest, und dieser mußte an der Tafel zuoberst sitzen. Als er aber ein Stücklein Brot in den Mund nahm, wurde er plötzlich zu einem uralten Manne — und starb.

122. Die Wasserjungfer

Ein Jüngling saß singend in einem Nachen auf einem breiten, reißenden Strome und ruderte aus allen Kräften, um schnell an das jenseitige Ufer zu gelangen, wo seine Geliebte, das schönste Mädchen des Stromtales, wohnte. Als er in die Mitte des Stromes kam, drang der Hilferuf eines Verunglückten an sein Ohr. Er blickte flüchtig hin und sah ein altes Weib mit den Wellen kämpfen, die es hinunterschlingen wollten ins nasse Grab. Er aber kehrte sich nicht daran und eilte, hinüberzukommen. Die Stimme klang immer flehentlicher, aber schwächer und leiser. Die Arme schwamm am Nachen des Jünglings vorüber, hinab, ihr Rufen verstummte.

Doch plötzlich, wenige Klafter vom Fahrzeug entfernt, tauchte sie leicht wie ein Nebelgebilde aus den Wellen empor, und es war keine häßliche Alte, sondern die schönste aller Jungfrauen, noch unendlich schöner als seine Geliebte, die schon harrend und winkend am Ufer stand.

Die Jungfrau im Strome aber rief zürnend: „Fahr immerzu! Fahr zu in Ewigkeit!" Und sie schwamm spielend wie ein Schwan stromabwärts. Den Jüngling aber ergriff unnennbare Sehnsucht nach der Unvergleichlichen, die seine Sinne bezauberte. Er vergaß der harrenden Geliebten und fuhr hinab, der Unbekannten nach, die in immer gleicher Entfernung vor seinen Augen dahinschwamm, nicht achtend auf sein liebeflehendes Rufen und nur von Zeit zu Zeit ihm vorwurfsvoll ihr leuchtend schönes Antlitz zukehrend. Der Jüngling fuhr Tage, Wochen und Jahre stromabwärts, aber das Ziel seiner Sehnsucht vermochte er nie zu erreichen. Und so fährt er immer noch zu, bis in die Ewigkeit hinein.